

## METAPHER

(Aus: Enzyklopädie Philosophie. Band 2. Hrsg.: Hans Jörg Sandkühler, Hamburg 2010.)

- 1 Zum Begriff - 2 Metapher und Metaphysik - 3 Metaphernkritik - 4 Die Metapher als Prinzip der Sprache - 5 Hypotypose - 6 Metapher und Bild - 7 Lexikalisierung und kulturelle Referenz - Bibliografie

### 1 Zum Begriff

Anzugeben, was eine Metapher (M.) eigentlich ist und wie sie zu definieren wäre, ist aus zwei Gründen heikel: zum einen, weil übermäßig viele Definitionen bereits vorliegen, deren Zusammenschau auf ihre Weise illustriert, dass keine dieser Bestimmungen den Sachverhalt voll und ganz erschöpft[1]; zum anderen, weil diese Definitionsversuche, angefangen von der ersten maßgeblichen und nach wie vor kanonischen Begriffsbestimmung durch Aristoteles, selbst von der M. Gebrauch machen. Dessen Auskunft, die M. sei »Übertragung eines fremden Nomens«[2], bietet eine Begriffserklärung, macht sie aber sogleich zum Problem und demonstriert damit auf engstem Raum, wo M.n ihren bevorzugten theoretischen Ort haben: dort, wo Begriffe und Definitionen entbehrt werden müssen.

[Der erstgenannte Grund, eine Definition von „Metapher“ als „schwierig“ zu qualifizieren, zählt gewissenmaßen zu den Berufskrankheiten von „Definieren.“ Denn jede Wortdefinition pflegt irgendeine Seite der zu definierenden Sache zu übersehen, zu vergessen oder nur undeutlich beim Namen zu nennen. Offensichtlich sind die Sachen dieser Welt ziemlich ungeheuerlich: sie enthalten unübersehbar viele Eigenschaften, und keine Definition scheint imstande zu sein, das System dieser Eigenschaften klar und deutlich zu erfassen.

Unter denen, die von Berufswegen (voran: Autoren von Artikeln für philosophische Begriffslexika) Begriffe definieren müssen, dürfte schon über die Frage, ob die Eigenschaften der Sachen hierarchisch („elitär“) oder egalitär („demokratisch“) organisiert sind, eine gewisse chronisch aufbrechende Uneinigkeit bestehen. Zwischen Definitionen, die die Eigenschaften der Sachen nur additiv aneinanderreihen, und anderen, die immerhin versuchen, zwischen wesentlichen und unwesentlichen Eigenschaften, und dann auch noch unter den wesentlichen Eigenschaften qualifizierend zu unterscheiden, besteht dennoch ein Unterschied ums Ganze. Additive Definitionen beleidigen und unterfordern unseren

Verstand, hierarchisch organisierte Definitionen dürften ihn oft überfordern, zumindest extrem herausfordern.

Die dritte Position sei hier nur der Kuriosität halber erwähnt, weil sie sich in der sogenannten postmodernen Kultur ein gewissen Konjunktur erfreut: Sachen gibt es demnach gar nicht, weil alle Sachen erst durch unsere Definitionen zu Sachen werden. Und sind die Definitionen erst einmal eingewöhnt, und „normativ“ geworden, finden sich genügend „unaufgeklärte“ Mitläufer, die Definitionen mit Sachen gleichsetzen, diese mit jenen verwechseln.

Der zweitgenannte Grund zählt nicht zu den Berufskrankheiten der Definierenden, sondern zu einer unverzichtbaren Eigenschaft des wichtigsten Mittels aller Definitionen: der Sprache. Die Worte, aus denen sich Definitionen zusammensetzen, auch jene von „Metapher“, können Metaphern nicht vermeiden. Wenn aber sogar die Definition von Metapher nicht ohne Metapher auskommt, wie soll dann jemals eine sachliche und gültige Definition von Metapher möglich sein, die unseren Verstand zufriedenstellt, ihn weder über- noch unterfordert?

Wenn aber alle Definitionen letztlich auf Metaphern zurückgreifen, dann erhebt sich die Frage, ob dieser Zirkel zu Lasten unserer Sprache oder zu Lasten unseres denkenden Gebrauchs der Sprache geht. Liegt eine Schuld der Begrenztheit unserer Wortsprache, oder liegt eine Schuld unseres Denkens in Begriffen und Worten zugrunde?

Könnten wir, wenn wir nur wollten, metaphernfreie Definitionen finden, oder können wir dies nicht, auch wenn wir wollten? Dieser Frage liegt offensichtlich eine dramatische Alternative oder tragische Antinomie unseres Denkens in Begriffen und Worten voraus. Entweder finden die Begriffe unseres Denkens, mit denen wir (neben Anschauung und Vorstellung) unsere Welt und deren Sachen erkennen, immer nur in Gestalt von Metaphern Eingang in unsere Sprache der Worte und Sätze. Oder unsere Begriffe sind gleichsam in zwei Arten geschieden: hier die rein logischen und insofern metaphernfreien Begriffe, dort alle anderen Begriffe, die nur nach Übersetzung in eine Metapher Eingang in das Haus der Sprache finden.]

Bereits Aristoteles ersetzt die essentialistisch getönte Frage, was eine M. ist, durch die funktionalistische Frage, was eine M. leistet und wie sie das textuelle Umfeld strukturiert. Demnach erzielen M.n ihre Effekte durch die Operation einer ›Übertragung‹, in der einander ›fremde‹, semantisch nicht zusammengehörige ›Nomina‹ und Sinneinheiten zusammengeführt werden und durch diesen Akt der Kombination einen neuen Sinnbezug herstellen.

[Die für das moderne relativistische Denken und Philosophieren typische Einstellung gegen einen „Essentialismus“, der noch an ein Wesen von Welt, Mensch und vielleicht sogar Gott glaubte, wäre demnach bereits durch Aristoteles installiert worden. Der Relativismus sagt im Prinzip: es gibt nichts Essentielles, nichts Normatives, nichts wirklich Seiendes, außer „man glaubt es.“ Auch dürfe man wählen zwischen vielen Angeboten an Essenzen, die nicht zuletzt der Historismus zugänglich gemacht habe.

Aber der Historismus als endgültiger Vollstrecker des Relativismus verendet selbst als globaler Multikulturalismus. Alle Künste, alle Musiken, alle Menschen, alle Religionen sind gleichberechtigte „Essenzen,“ „Normen“ und „Kulturen“ – der multipluralistische Relativismus führt zur neuen – endgültig normlosen Normativität. Ratlosigkeit, Orientierungslosigkeit, totale Beliebigkeit folgen als notwendige Konsequenzen. Die totale Liberalität opfert ihre (mitläufigen) Kinder am Altar einer Freiheit, von dem alle Vernunft(begriffe) entfernt wurden.

Mit einem Wort: indem schon Aristoteles alle essentialistische Prämissen durch funktionalistische ersetzt habe, sei er als verborgener „Vater der modernen Aufklärung“, die jede Ontologie und Metaphysik als Lug und Trug durchschaut habe, wirkmächtig geworden. (Kann Cassirers Funktionstheorie wirklich alle vormalige Erkenntnistheorie ersetzen und „auf den Begriff“ bringen? Wie ein Fahrrad funktioniert, ist eine gewiß interessante und wichtige Frage; ebenso: wie unser Erkennen funktioniert. Aber macht das Fragen nach dem Funktionieren die Frage nach dem Wesen der Sachen und Handlungen überflüssig?)

Wenn ein Funktionalist alle seine Fragen beantwortet hätte, würde er dann noch behaupten können, er habe Erkenntnis und Erkennen „auf den Begriff“ gebracht? Auf welchen Begriff, nachdem dessen Wesen und Essenz soeben als Fiktion erkannt und damit „destruiert“ wurde? Wirken und Gründen des Begriffes wurden als Illusion durchschaut. Wir würden immer nur funktional entscheiden und verfahren, wenn wir erkennen, weshalb es auch tausend verschiedene Arten und Zwecke des Erkennens gibt. Schon daher sei die Frage nach einem allgemeinen Wesen von Erkenntnis sinnlos. Kann dieser Triumph des relativistischen Skeptizismus „nachhaltig“ sein?

Und bezüglich der hier eigentlich zu beantwortenden Frage: was ist eine Metapher? scheint notwendig zu folgen: man erkenne diese Frage als sinnlos; lediglich wie eine Metapher und wie das Metaphern überhaupt funktioniere, könne sinnvoll gefragt werden. (Letztlich führt diese Einstellung zur Grundfrage: liegt unserer praktischen Vernunft keine oder doch eine theoretische Vernunft voraus? Ist alles nur Handeln und freies

Konstruieren, oder hat unser „entschiedenes“ Erschaffen doch eine normative Grundlage mit normativen Grenzen?)

Die Beschreibung der „Effekte“, die Metaphern erzielen, folgt bereits dem Imperativ der Funktionsfrage: Wie funktionieren die Operationen des Redens und Denkens in Metaphern, und welchen Zwecken dienen sie? Die Zweckrationalität des Handelns hat alle Frage nach dem Wesen der Sache ersetzt. Zweckrationale Vernunft sei die eigentliche, sei die erste und letzte Vernunft; wesensrationale Vernunft sei als vormoderne Ideologie zu erkennen und zu verabschieden.

Und doch mischen sich in die funktionalistische Antworten Elemente ein, die als „theorielastig“ zu beanstanden sind, - ein Widerspruch zum Imperativ und Geist des Handelns in und durch Funktionen. (Eine Funktion ohne vorausliegendes Substrat ist eine „Luftnummer,“ – ein Substrat, auf und mit dem nicht gehandelt werden könnte, ist keine praktisch verfügbare Grundlage.)

Die Metapher soll ihre Effekte durch die „Operation einer Übertragung“ erzielen können. Diese Operation bewirke entweder eine zweite Operation, in der einander bedeutungsfremde „Nomina und Sinneinheiten“ zusammengeführt werden, oder die zweite Operation sei mit der ersten Operation identisch. Welche der beiden Lösungen gemeint ist, wird nicht klar formuliert.

Das Übertragen einer Übertragung - z.B. eines Wortes, das für ein Bild steht, auf ein anderes Wort und dessen Begriff; oder eines Wortes, das für eine „Sinneinheit“ (Sonne, Erde, Mond) steht, auf eine andere Sinneinheit (Pharao als Sonne Gottes), sei gewissermaßen die Ur-Operation der Metapher, und diese Ur-Operation sei auch das Wesen der Sache Metapher.

Weil aber das (operationelle) „Übertragen“ von der (substantiellen) „Übertragung“ nicht zu trennen ist, müssen wir auch über Funktionen (das Funktionieren des Tuns und seiner Zwecke) immer substantialistisch denken und reden. Ohne das deshalb dem Zwecksetzen des praktischen Geistes und Tuns irgendwelche Vorschriften gemacht würden. (Der Begriff läßt frei, ermöglicht Freiheit unter notwendigen Prämissen und Grenzen.)

Metaphern würden demnach aus alten (absterbenden oder frei verabschiedeten) „Kombinationen“ der operativen Elemente der Metaphern-Setzung neue Kombinationen kreieren. Als alten Sinnbezügen neue Sinnbezüge. In den terminologischen (pseudowissenschaftlichen und pseudophilosophischen) „Begriffen“ von *Sinneinheit* und *Sinnbezug* ist die

substantiale Seite von Metapher präsent, in den anderen Termini (semantisch einander fremd, Kombinieren, Übertragen) wird die operationale Seite manifest. Aber wie schon erkannt: keine Operation ohne Substanz, keine substantiale Seite ohne ihre operationelle Seite.

Die Notwendigkeit, die substantiale Seite und Frage nicht als überflüssig zu verabschieden, wird an der Frage nach der Möglichkeit des Übertragens, Kombinierens und Metapherns ersichtlich. Das Übertragen kann sich nicht selbst ermöglichen, obwohl es in praxi immer so erscheint, als würde derjenige, der eine Metapher setzt und anwendet, immer auch der totale Ermöglicher seines Tuns sein. Aber diese liberalistische Antwort folgt nur der funktionalistischen, die sich im „total“ Freischaffenden als Ideologie grenzenloser Freiheit festgesetzt hat. Als Aberglaube einer Freiheitsreligion, die sich in der Moderne durch die „Errungenschaften“ der modernen Kunst umfassend und kein Auge nicht trocken lassend, manifestiert.]

Schon der Begriffsname lenkt die Aufmerksamkeit auf die Übertragung, die in der Tat das Schlüsselproblem der metaphorischen Funktion darstellt: metapherein heißt verlegen, wegtragen, wegrücken sowie anwenden, übersehen, übertragen. M.n sind Übertragungen, und schon die Wahrnehmung einer M. ist eine Potenzierung: die Übertragung einer Übertragung.

[Indem jeder operationelle Begriff auf einen anderen verweist, jeder Name für den Akt des Metapherns zu einem wieder anderen Namen führt, zeigt sich die Unmöglichkeit einer verbindlichen operationellen Definition. Die Unendlichkeit endlos wechselnder Handlungsmöglichkeiten setzt eine begrenzte Unendlichkeit, setzt einen kreativen (sich begründenden) Zirkel im Zentrum alles Metapherns immer schon voraus. (Begründbares bedarf einer verbindlichen Grundlage.)

Auch das Wort „Schlüsselproblem“ versucht dies auszudrücken, und das Wort „Übertragen“ beschreibt äußerlich eine „Struktur“ des Handelns in Worten, das immer zugleich über das bloße Worthandeln (Reden, Schreiben) hinausgeht. Reden über Weltloses ist sinnwidrig, Sprache ohne Weltbezug ist der Sprache nicht wert und würdig.

Inwiefern die Wahrnehmung einer Metapher wieder eine „Potenzierung einer Übertragung“ sein soll, erschließt sich dem unmittelbaren Lesen nicht. Bei Licht besehen geschieht lediglich eine Bestätigung, daß die Metapher als solche verstanden wurde. Wir machen doch keine neue Metapher über oder mit der vorhandenen Metapher. Nur wenn wir aus

einer alten eine neue Metapher „übertragen“, würde eine „Potenzierung“ (Vermehrung der Anzahl der Metaphern) geschehen. An diesem Irrtum wird die Ideologie des modernen Anti-Essentialismus neuerlich sichtbar. Wir schaffen immer um, wir werten immer um, wir erschaffen ständig neue Welten, neue Sprachen: - Gott sei Dank nicht. ]

## 2 Metapher und Metaphysik

Mit der Selbstimplikation des Begriffsnamens erinnert die M. daran, dass die Sprache über sich hinausweist und sich auf anderes bezieht als auf sich selbst.[3]

[Die „Selbstimplikation“ eines „Begriffsnamens“ ist eine für modernes Philosophieren bezeichnende Schwülstigkeit. Eine Formulierung, die aus einer Trivialität eine scheinbar tiefe und verborgene Sache macht. Etwas impliziert sich selbst: also wieder Etwas. *Es* setzt sich voraus, wie offenkundig nötig, wenn es existiert. Tautologische Identität wird zu geheimnisvoller Identität umgewertet.

Hier aber soll sogar ein „Begriffsname“ (Begriffe sind Namen, weiter nichts, das alte und doch ewige Credo der Nominalismus) „selbstimplikativ“ sein: Wenn das Wort Metapher gebraucht wird, wird es selbstimplikativ gebraucht. Tiefsinn oder Banalität?

Daß alles Seiende auch sein Sein-für-Es sein muß, diese Weisheit war schon länger bekannt. Nun soll aber mit der Selbstimplikation des Namens nicht auf dessen Selbstbezug, sondern ausgerechnet auf den Weltbezug der Sprache (und ihrer „Begriffsnamen“) verwiesen worden sein.

Wer oder was sich selbst impliziert, der impliziert immer schon auch Welt und Weltbezug. Auch dies ein Produkt der antiessentialistischen Ideologie: wir schaffen unsere Welt aus unserer Wortwelt. Namen sind Schall und Rauch, dieses Diktum gilt nicht mehr. Denn „selbstimplizierende“ Worte haben die alte mythische Macht, Dinge zu erschaffen, wieder erlangt...]

M. Heidegger hat von dieser pragmatischen Unterscheidung zwischen eigentlicher und übertragener Bedeutung auf eine tieferliegende »Trennung des Sinnlichen und Nichtsinnlichen« geschlossen, die dem metaphorischen Kalkül zugrunde liege, und daraus den Schluss gezogen: »Das Metaphorische gibt es nur in der Metaphysik.«[4]

[Wenn eine Unterscheidung nur aus „pragmatischen“ Gründen erfolgt, verbleibt sie im antiessentialistischen Ansatz: auch zwischen eigentlicher und übertragener Bedeutung (von was konkret?) werde immer nur von Fall zu Fall, je nach Umständen, je nach subjektiver Bewertung unterschieden. Pragmatisches Unterscheiden fällt zusammen mit

kontingentem Entscheiden. Dennoch scheint Heidegger ganz und gar „essentialistische“ Schlüsse aus dieser Unterscheidung gezogen zu haben, wenn er behauptet: „Das Metaphorische gibt es nur in der Metaphysik.“ (Eine fragwürdige Aussage, die jeder Literat nur mit Kopfschütteln lesen wird, sofern er sich in die Abgründe der Heidegger-Philosophie jemals verirren sollte.)

Die Differenz von *eigentlicher und übertragener Bedeutung* führe auf die tieferliegende Differenz von „Sinnlichem und Nichtsinnlichem.“ Wie aber kann man von einer Differenz, die sich in der (Eigen)Welt von Denken und Reden findet, auf eine reale Differenz in der Welt, oder doch auf zwei Begriffe zurückschließen, die eine solche Real-Differenz kategorial erfassen sollen? Das *Sinnliche und Nichtsinnliche* sind zunächst zwei (unmetaphorische) Worte; dann zwei Begriffe, auf welche die genannten Worte (erkennbar, verstehbar) verweisen; drittens ein Unterschied zweier Realitäten, die natürlich auch unter anderen Namen in der Geschichte der Philosophie figurierten, beispielsweise unter *empirisch versus intelligibel* usf.

Und von *eigentlich versus übertragen* führt das Heideggersche Schließen zu *sinnlich versus nichtsinnlich*, und von da zum Gegensatz zwischen *Metaphysik und Metaphorik*. Die Schlußkette ist schlüssig, und dennoch fahl und hohl, wie so oft im Land der Syllogistik, wenn sie mit willkürlich setzbaren Behauptungssätzen operiert. Ist das Eigentliche nicht das Übertragene, und ist das Sinnliche nicht das Nichtsinnliche, dann wird offenbar ein Obersatz vorausgesetzt, der behauptet, das Nichtsinnliche ist das Eigentliche, das Sinnliche ist das Übertragene.

Daß dies nur für einige „Teile“ der Welt und des Menschen gilt, ist offenkundig. Für das Empirische am Empirischen ist dieses das „Eigentliche“, für das Nichtempirische am Nichtempirischen ist dieses das „Eigentliche.“ Eine offenbar widersprüchliche Deduktion, die uns ratlos zurücklässt.

Sie gibt auch keine klare Antwort auf die Frage, ob nun das Metaphorische oder das Metaphysische das Eigentliche oder das Übertragene und damit Uneigentliche ist. Gemeint ist vermutlich: erst in der rein intelligiblen Welt der Begriffe, Kategorien und Gedanken entsteht ein „Eigentliches“, von dem sich das Metaphorische klar und deutlich abheben läßt.

*Sein* ist demnach ein reiner Begriff, dessen Existenz in der Ontologie alias Metaphysik außer Frage steht. Aber „Wiederholung“ verweise von Handlungen (das Holen, das Wiederholen) auf einen Begriff, der mittels einer metaphorischen Übertragung auf diesen Begriff („Wiederholung“)

gewonnen wurde. Kierkegaard hat auf weitere sogenannten „Hilfsbegriffe“ in Raum der reinen Metaphysik und Logik verwiesen.

Zum metaphorischem Kalkül: dieses spitzt offenbar darauf, das scheinbar unausdrückbar Intelligible durch einen Übertragungs-Trick doch ausdrückbar zu machen: Aber natürlich ist es auch gefährlich, das für Sophismen und andere Tricks anfällige Element der Metapher in der Metaphysik zuzulassen, wie schon Aristoteles wußte.]

Diese Kritik, die gegen »die maßgebende Vorstellung von der ›M.« gerichtet ist, weist den Versuch zurück, Prozesse der Sinnstiftung in das Schema einer beschränkten Metaphysik hineinzupressen und, so die pointierende Weiterführung des Gedankens, die M. »als unauffälliges theologisches Werkzeug«[5] zu gebrauchen.

[ Wo genau der Autor in den allerdings schwachen Thesen Heideggers ein „Schema einer beschränkten Metaphysik“ entdeckt hat, dürfte sein Geheimnis verbleiben. Sie dürfe nicht als „unauffälliges theologisches Werkzeug“ gebraucht werden. Offenbar besteht ein verborgener Zusammenhang zwischen dem „Schema einer beschränkten Metaphysik“ und dem „unauffälligen theologischen Werkzeug.“ Hat nun Heidegger gegen beide polemisiert? Hat er an beide womöglich sogar den Akt eines Fehlschließens demonstriert?]

Die maßgeblichen M.theorien der neueren Zeit lassen sich als Versuche verstehen, dem von Heidegger kolportierten M.verständnis, seinem eingeschliffenen Reduktionismus und seinen habituellen Hierarchiebildungen, entgegenzutreten. Exemplarisch demonstriert demnach die M. die »Nicht-Reduzierbarkeit der Verwendungen von Sprache«.[6]

[Diese These liest sich nun schon ganz anders: die „maßgeblichen Metapher-Theorien der neueren Zeit“ kritisierten das Mißverständnis Heideggers, Metapher „eigentlich“ nur in der Metaphysik zuzulassen. Im Klartext: die Freunde der Metapher betreiben ihren eigenen Reduktionismus: als Nicht-Reduzierbarkeit der Sprache und ihrer Verwendungen. Noch die spekulativsten und rein begrifflichen Kategorien der „Metaphysik“ ließen sich auf Metaphern zurückführen.

Wenn dies mehr als ein etymologisches (sprachgeschichtliches) Argument sein soll, stehen die Sprachphilosophen der Metapher unter Beweiszwang. Sie müßten die Universalität ihrer These beweiskräftig begründen können. Nachdem sie aber schon wissen, daß sich in jeden Beweis aus Begriffen immer schon Metaphern eingeschlichen haben, ist ihr Anspruch selbstwidersprüchlich, weder begründbar noch argumentierbar.]



Weder bloß Redeschmuck (ornatus) noch ein versprengtes Stück Metaphysik, ist die M. ein Ausdruck, und das heißt sowohl ein Ausdruck von etwas als auch ein Ausdruck für etwas. Die aufschließende Funktion metaphorischer Rede ist ein Effekt dieser Doppelung. Wenn man sich eingestehen muss, wohl niemals abschließend angeben zu können, was die Welt ist, so ist doch die äußerste Konsequenz der gänzlichen Unbestimmtheit oder gar Unbestimmbarkeit vermieden, wenn statt dessen und mit hinlänglicher Glaubwürdigkeit gesagt werden kann, dass sie, wie uns die großen Erzählungen und selbst noch die Remixes der Populärkultur versichern, eine Bühne sei, ein Traum oder ein Buch.

[Die Metapher sei also weder ein bloßer „Redeschmuck“, noch auch ein „versprengte Stück Metaphysik“ (was Heidegger behauptet haben soll), sondern ein Drittes: ein Ausdruck. Aber offenbar soll unter diesem Wort nicht die gute alte Ausdruckskategorie der philosophischen Ästhetik des 19. Jahrhunderts gemeint sein. Nach dieser war alle Kunst im Grunde Ausdruckskunst, sei es von Genies, sei es von Gefühlen, sei es von Ideen, welche auch immer. Und diese drei Instanzen konnten sich in den verschiedenen Materialien und Formen der Einzelkünste ausdrücken: in Tönen, in Bildern, in Worten, auch in Bauwerken usf.

Der neue Ausdruck ist aber andersgemeint, denn er ist mit einer neuartigen Doppelung ausgestattet und gesegnet: er ist sowohl ein „Ausdruck von etwas als auch ein Ausdruck für etwas.“ Lassen wir beiseite, daß diese „Doppelung“ auch dem alten (ästhetischen und kunstphilosophischen) Begriff des Ausdrucks anhing, und versuchen wir, den Autor zu verstehen, wenn er von einer „aufschließenden Funktion“ dieser in gedoppelten Ausdrücken operierenden Metaphorik spricht.

Denn die genannte Doppelung (Ausdruck von Etwas und für Etwas zugleich) sei die Ursache einer großartigen Wirkung: sie habe „aufschließende Funktion.“ Was wird aufgeschlossen, das bisher versperrt und verborgen war? Nichts weniger als der unabschließbare Status von Welt? Dieser sei nämlich „niemals abschließend“ erkennbar und ausdrückbar. Jede Aussage über die Welt (sie als ganze oder sie in allen ihren Teilen und Dimensionen?) sei eine immer nur vorläufige, eine These, die sogar mit dem modelltheoretischen Denken der Naturwissenschaften übereinzustimmen scheint.

Denn für dieses Denken sind Hypothesen nur vorläufige Thesen, die nach erfolgreicher Verifikation – durch empirische Bestätigung – zwar in den status quo bisheriger Forschungserfolge aufrücken, aber von einem endgültigen Wahrheitsstatus immer unerreichbar weit entfernt bleiben. Alle Aussagen sind bedingte Aussagen, sie stehen unter der Klausel einer

generellen Vorläufigkeit, denn jede verifizierte „Wahrheit“ könnte durch künftige Forschung als Irrtum falsifiziert werden.

Die sophistische Argumentation des Autors frevelt unter dem Himmel der Vernunft. Weil uns die Metaphern der großen Erzählungen und „selbst noch die Remixes der Populärkultur versichern“, daß die Welt, trotz ihrer Unbestimmtheit oder gar Unbestimmbarkeit, „eine Bühne, ein Traum oder ein Buch sei“, deshalb müssen wir unsere Weltbegriffe verabschieden und uns vertrauensvoll den phantasiebegabten Sprache-Verwendungen der Erzähler *von und für die Welt* zuwenden.

Denn die Metapher als „Ausdruck von etwas und zugleich für etwas“ mache uns die Vermeidung der äußersten Konsequenz der Unbestimmtheits-These zugänglich. Diese wäre wohl das totale Verstummen unseres Denkens und denkenden Sprechens angesichts einer total fremden, weil unaussagbaren und unerkennbaren Welt. Die Metapher hilft uns somit zu vermeiden, die Wege eines ohnehin sinnlosen Denkens und Erkennens der Welt zu begehen.

Wo nur vorgetäuschte Wege sind, dürfen wir mit der Lampe der Metapher nach stets neuen Wegen und neuen Begriffen für die Welt suchen. Unschwer ist auch in dieser „Lehre“ die Umwertungs-Lehre des Urmeisters der postphilosophischen Moderne erkennbar. Nietzsches Wahnwelt begeistert noch immer.]

An die Stelle dessen, was nicht, noch nicht oder überhaupt nicht benannt werden kann, hat die M. immer schon etwas anderes gesetzt (eine Figur, ein Bild, ein Zeichen), dessen Applikation die Mitarbeit der Adressaten erfordert. Dabei ist mit P. Ricœur zu unterscheiden zwischen der Realisierung des Sinns (des sprachlichen Ausdrucks und seiner Struktur) und der Realisierung der Referenz (dessen also, was auf Wirklichkeit verweist und Wahrheitsansprüche geltend macht).[7]

[Was kann nicht, noch nicht oder überhaupt nicht benannt werden? Egal, behauptet das Argument, die Metapher hat ohnehin „schon etwas anderes gesetzt.“ – Welchen verbindlichen Anspruch auf Weltdeutung erhebt diese Theorie? Entweder gar keinen, weil sie Deutung nur als freies Spiel kennt, oder doch einen, - aber welchen?

Der Verdacht erhebt sich, daß sie für den modernen Menschen zugleich Philosophie und Religion sein möchte. Wenn alles relativ wurde, wäre in der Tat die absolute Relativität unseres Setzens von Ausdrücken von und für etwas eine konsequente Folge. Die Philosophen und Literaten der französischen Postmoderne wären die einzig repräsentativen Philosophen unserer Zeit.

Wenn dies aber nicht der Anspruch des Metaphern-Relativismus ist, weil dieser sich mit einer partikularen Rolle im Ganzen der modernen Kultur begnügen muß, dann wäre nur noch die Grenze zwischen dieser Lehre von Weltdeutung und Welt Darstellung einerseits und allen anderen Lehren von und über Welt (rational philosophischen, wissenschaftlichen, auch mathematischen, auch historisch-politischen usf.) andererseits anzugeben, um das Kind (Welt und deren Erkenntnis) nicht mit dem Bade auszuschütten.

Sehr wahrscheinlich freilich, daß den Meistern der französischen Postmoderne die Bescheidung auf eine partikulare Rolle im Ganzen der kulturellen Moderne durchaus *nicht* genehm war und ist. Nicht wenige unter ihnen (und ihre Mitläufer in Europa) melden doch einen Führungsanspruch an, - sie wären die wahren Philosophen unserer Zeit und Welt. Alle gegenteiligen Philosophien, die behaupten, eine rationale Benennung von und für etwas (Welt) finden zu können, hätten nicht begriffen, was Nietzsche und der frühe Wittgenstein begriffen hätten: Unsere Kategorien und unsere Worte und Sätze sind unfähig, die vorhandene Welt (metaphernfrei) auszudrücken.

Daher müssen Metaphern (Figuren, Bilder, Zeichen) einspringen, auch wenn diese, um verständlich zu werden, die „Mitarbeit der Adressaten“ erfordern. Diese These unterstellt sophistischerweise, daß die frühere rationale Kommunikation zwischen Philosophen oder Wissenschaftler und ihren „Applikateuren“ mechanisch vor sich gegangen sei. Daß ohne Mitarbeit der Adressaten eingewöhnte Regelwerke das Erkennen und Benennen der Welt regierten und ermöglichten. Weshalb man nicht einsehen konnte, daß man gar nichts erkannte und gar nichts benannte. Der übliche Ideologievorwurf einer Ideologie, die sich selbst nicht als solche erkennen kann.

Wenn nun Ricoeur einen Unterschied macht zwischen a) der Realisierung des Sinnes eines sprachlichen Ausdruckes und b) der Realisierung dessen, wofür der Ausdruck Ausdruck ist, möchte man ihm zu so viel erlaubter Rationalität geradezu gratulieren. Unter „Realisierung“ ist wohl nichts weiter verstanden als das „Verwirklichen eines Verständnisses“ dessen, was a) und b) ist, somit beide unterscheidet und zugleich aufeinander bezieht.

Obwohl das Etwas eigentlich „überhaupt nicht benannt werden kann“ (so die radikale Variante), soll es nun doch von der Metapher, die das Nichtbenennbare benennt, unterscheidbar sein. Die Metapher soll verbindlich auf die Etwasse der Welt verweisen können. Diese Verbindlichkeit läuft natürlich auf eine durch Gewohnheit und

Eingewöhnung praktizierte und verinnerlichte hinaus. Das alte (rationale) Verweisungssystem wäre durch ein neues ersetzt worden, beide aber seien durch Gewohnheit einverleibte Sprach-Verwendungs-Regelsysteme. Das eine so mechanisch wie das andere, denn auch die „Mitarbeit der Adressaten“ geht irgendwann in eine gewohnheitsmäßige über.]

Die metaphorische Übertragung ist ein Umweg und in diesem Sinne ein Kunstgriff, der eine Bedingung menschlicher Sprache und, allgemeiner noch, eine Bedingung des menschlichen Weltbezuges zur Geltung bringt. Besonders H. Blumenberg hat diese Elementarbedingung metaphorischer Rede herausgearbeitet und betont: »der menschliche Wirklichkeitsbezug ist indirekt, umständlich, verzögert, selektiv und v.a. metaphorisch«. [8]

[Wie immer gehen deutsche Denker gründlich vor: was sie sagen, sei allgemein und gültig für alles und alle. Daher wird ein (allgemeiner und überall geltender) „menschlicher Wirklichkeitsbezug“ unterstellt, als ob die moderne Kultur nicht dadurch ausgezeichnet oder stigmatisiert wäre, daß sie viele verschiedene Wirklichkeitsbezüge kennt und praktiziert. Würden Ärzte nur metaphorisch diagnostizieren und therapieren, würden Richter nur indirekt und selektiv urteilen, würden Wissenschaftlicher nur „umständlich“ urteilen, - wäre unsere Kultur mehr als ein unfähiger Haufen unfähiger Experten?

Daher liegt die Vermutung nahe, daß Blumenberg *nur seiner Philosophie* oder - ärger noch - der Mainstream-Philosophie der Gegenwart einen Spiegel vorhält, wenn er von „indirektem und vor allem metaphorischen“ Weltbezug redet. Und indem er diesen partiellen Zugang als „menschlichen Weltbezug überhaupt“ verallgemeinert, scheint er, billiger sophistischer Trick, als Einer für Alle gesprochen und gedacht zu haben. Und indem die deutschen Journalisten nachbeten, was der Promi-Philosoph vorgebetet hat, wird ein Schneeballsystem des kollektiven Wahns losgetreten, dem nicht mehr zu helfen ist.

Nochmals: wäre die metaphorische Rede die einzig gültige und dominierende Rede und Denke in der modernen Kultur und Gesellschaft, wäre sie von einer „Sprachspiel-Gemeinschaft“ (vieler Sprachspiele) nicht zu unterscheiden. Daß die „Elementarbedingungen“ der metaphorischen Rede selber nur metaphorisch sein können, ist eine Tautologie, deren Begründung selber nur metaphorisch ausfallen kann. Damit aber wird das Selbstanwendungsproblem akut: ist das Metaphorische selbst nur metaphorisch zu definieren, hat es sich scheinbar gegen jeden rationalen Diskurs immunisiert.]

Über die bereits geltend gemachten Verweisungsfunktionen des Sinns und der Referenz hinaus tritt demnach in der Persistenz des M.gebrauchs die Disproportion des Menschen zu seiner Wirklichkeit zutage. Funktional rücken damit die metaphorischen Hilfskonstruktionen in die Nähe des Mythos.

[Dieses Geschwurbel bedeutet im Klartext: Kein Konsens zwischen Wirklichkeit und Deutung der Wirklichkeit, alle Welt bleibe jenseits allen Weltverstehens: unbekannt und unbennenbar, ein Geheimnis, ein Rätsel. Nur falsche Namen grundieren und begleiten unsere Kategorien von Welt und Menschheit. Was die Kirche für das Innerste ihres Glaubens reklamiert: Geheimnis sei, was nur dem Glauben an Geheimnissen zugänglich sei, dies gilt nun für den Glauben an eine Welt, die nur noch als „Mythos“ von Welt erreichbar sei.

Aber der antike Mythos war keine „Hilfskonstruktion“, nur der moderne Metaphern-Mythos ist eine: der moderne Konstruktivismus offenbart seinen immanenten Relativismus. Die Metapher „Nähe des Mythos“ drückt sich vage und problematisch genug aus. Wären unsere Astronomie und Physik nichts als „metaphorische Hilfskonstruktionen“, wären die Grundsätze der modernen Demokratie gleichfalls nur Metaphern, wer wollte dieses Modell der Freiheit nochmals missionieren? Die Metaphern von Koran und Bibel stünden auf gleicher Höhe, auf gleicher Tiefe des Weltbezugs. ]

Wie dessen Deutungspotenzial die übermächtige, ad hoc nicht zu bewältigende Wirklichkeit »depotenziert«[9], so sind auch M.n deshalb nötig, weil diese Wirklichkeit dem unangepassten, jedoch in seinem Umraum zum Handeln gezwungenen Wesen die Zeit nicht lässt, die Bedingungen und Folgen seiner Praxis vollständig zu übersehen und abzuwägen. Handlung und Handlungsdruck sind die anthropologischen Bedingungen daseinsumspannender Metaphorizität.

[Auch dieses Geschwurbel ruft nach Klärung, nach Auflösung seiner verworrenen Fäden und Stricke. Zunächst wird die „mythosnahe“ Metapherdenke und -rede gegen die Wirklichkeit der modernen Realität gestellt, die nicht zu bewältigen sei. Denn diese Wirklichkeit sei hyperpotent und gewalttätig. Dies bedeutet: sie ist in sich differenziert und ein (sehr) weites Feld; sie bedarf zu ihrer Erkenntnis eines umfassenden und zugleich spezialisierten Denkens und Forschens. Nicht nur in Astronomie und Physik. Wenn daher metaphorienreiche Sprachspiele die Wirklichkeit „depotenzieren“, also entmächtigen und zu einer Easy-

Welt oder zu einer Fremd-Welt umdeuten, wird Entmündigung und selbstverschuldete Nicht-Aufklärung verkündet.

Unterschwellig wird behauptet: Leider habe es „die Evolution“ noch nicht geschafft, einen Menschen hervorzubringen, der an eine Realität angepaßt sei, die ihm „nicht Zeit läßt“, „die Bedingungen und Folgen seiner Praxis vollständig zu übersehen.“ Ein handlungsunfähiges Wesen somit, dem nichts übrigbleibt, als alle seine Begriffe von Moral, Verantwortung und Vernunft auf dem Altar einer „daseinsumspannenden Metaphorizität“ zu opfern.

Ästhetische Amoralität im Dienst postmoderner Willkürfreiheit. Normlosigkeit als neue Norm: weil zwischen Himmel und Erde nichts Eindeutiges auszumachen ist. Mit anderen Worten: eine Verkündigung des Endes von Demokratie und demokratischer Vernunft. Mit einer Kultur dieser verohnmächtigten Denk- und Handlungsweise hat die in Europa einwandernde Religion des Propheten leichtes Spiel.]

### 3 Metaphernkritik

Die philosophische Thematisierung des Metaphorischen ist in theoriegeschichtlicher Perspektive v.a. zwei Strategien gefolgt: der Anerkennung oder der Kritik. Die Geschichte dieser Kritik, ihrer Beweggründe und ihres Repertoires, ist noch ungeschrieben.

[Anerkennung oder Kritik: die Geschichte der Anerkennung ist demnach bereits geschrieben, alle Philosophien, die das Symbolische aller Kulturäußerungen präferierten und immer noch betonen, haben an dieser Geschichte mitgeschrieben. Daß aber die Gegengeschichte noch „ungeschrieben“ ist, liegt wohl daran, daß die traditionelle und auch die Philosophien der Aufklärung nicht unter ihr erreichtes Niveau an Vernunft und Verstand absinken wollten. (Von den Wissenschaften der modernen Welt ganz zu schweigen.)

Daß alles nur Metapher sei, aber ausgerechnet diese These nicht, dies kann keinem Vernünftigen einleuchten. Der Aufstieg der Wissenschaften, der Demokratie und nicht zuletzt der Religionskritik („Religion innerhalb der Grenzen bloßer Vernunft“) wäre undenkbar, hätte man die Metapher zum Grundprinzip des Verstehens von Welt, Mensch und Gott erklärt. (Inwiefern aber das Verstehen von Gott nicht mit dem von Welt und Mensch zusammenfällt, wird noch zu erörtern sein.)]

Im Mittelpunkt der philosophischen M.kritik dürfte jedoch die seit Francis Bacon virulente und von der Sprachpolitik der Aufklärung in die Moderne getragene Erwartung stehen, das Provisorium metaphorischer Aufschlüsse, das Kunst und Religion geschaffen haben, über kurz oder lang beenden und auf der Basis wissenschaftlicher Erkenntnis durch die Definität begrifflicher Auskünfte überbieten und vollkommen ersetzen zu können.

[„Sprachpolitik der Aufklärung“ klingt martialisch und erregt den Verdacht, es handle sich um einen ideologisch unterwanderten Begriff. Die Metaphoriker polemisieren damit gegen eine mächtige „Politik“, die ihre metaphorische Sprache reglementieren und unter die Fuchtel „politischer Korrektheit“ stellen möchte. Eindeutige Begriffe und eindeutige Worte: das war gestern, heute regieren Vieldeutigkeit und Uneindeutigkeit aller Begriffe, Kategorien und Normen. Eine neue „politische Korrektheit“ mit einer neuen Sprachpolitik, aber diesmal durch eine Gegenaufklärung, die bereit ist, im Namen von Diversität und „Reichtum der Vielfalt“ auch die Grundlagen der westlichen Demokratie zu opfern. Sätze wie „Hier gilt das Grundgesetz“ sind dann als Ausdruck eines menschenfeindlichen Rassismus abzulehnen.

Die seit Bacon in die Geschichte eingetretene Erwartung, das „Provisorium metaphorischer Aufschlüsse,“ das Kunst und Religion geschaffen hätten, sei durch wissenschaftliche Erkenntnis und rationale Definitionen zu überwinden, wird latent oder manifest widerrufen. Das Apolitische dieser Metaphern-Ideologie ist peinlich und nicht ungefährlich. Demnach wären an der französischen Revolution und an allen anderen politischen Revolutionen Kunst und Religion führende Mächte gewesen. Die unhaltbaren, weil irrational bestimmten Metaphern der Faschismen in Europa, ebenso die des gescheiterten Weltkommunismus in der Sowjetunion, sind jedermann (noch) zugänglich und als Irrtümer durchschaubar.

Die Wahrheit lautet: Kunst und Religion dürfen und müssen im Raum von Metapher und Geheimnis verbleiben, allerdings unter ganz verschiedenen Ausgangspunkten: Moderne Kunst ist ihre eigene (säkulare) Religion geworden, sie darf und muß ihre Geschwurbel-Metaphern prägen und verbreiten. Sofern sich die Religion, im Westen die christliche in ihren Konfessionen, davon anstecken läßt, ist sie für jeden Schabernack offen.

Aber dies ist gar nicht der Fall: es sind die politischen Universalien der Moderne, denen die Konfessionen der Kirchen nachlaufen, wie bekannt. Und diese Universalien sind eindeutig genug: konkrete Normen einerseits, deren Anwendung allerdings wiederum der beliebigen Deutungswillkür ausgesetzt ist: Menschenrechte überall und für alle. Oder auch nur

selbsterfundene Normen durch einen Alarmismus, der den Weltuntergang kommen sieht: Klimanotstand, „Kampf gegen Rechts“ usf.

Selbst die modernen Spiele in Sport und Gesellschaft (Shows, Wettbewerbe usf.) wären ohne eindeutige Regeln unspielbar und irrelevant. Ebenso eine Erziehung, die meint, ganz ohne Noten einen vernünftigen Schulbetrieb gestalten zu können. ]

Diese Erwartung philosophischer Sprach- und Begriffspolitik ist bis weit ins 20. Jh. hinein wirksam geblieben. Interessanterweise ist in den letzten Jahrzehnten wiederholt der Versuch gemacht worden, philosophische Neueinsätze über die Kritik eingeführter Leitmetaphoriken zu lancieren: so zunächst von G. Bachelard und seiner Kritik der Schwamm- M.[10], sodann von G. Deleuze/ F. Guattari (Kritik der Baum- M.)[11] sowie von R. Rorty (Kritik der Spiegel- M.).[12]

[Dies scheint einzugestehen, daß sogar den einstigen Vertretern der metaphorischen Postmoderne mulmig wurde, als sie die Früchte ihrer Saat einsammelten. ]

#### 4 Die Metapher als Prinzip der Sprache

Nachdem inzwischen der windungsreiche Parcours von der tendenziellen Ablehnung zur tendenziellen Anerkennung der M. durchlaufen ist, stehen nun nicht mehr die Anstößigkeiten rhetorischer Mittel in Philosophie und Wissenschaften, die Effekte der Verführung, der Verfehlung, der Verwirrung im Vordergrund des Interesses, sondern schlicht ihre Funktionalität: das, was die M. leistet - ihre Tauglichkeit und Belastbarkeit als figuratives Provisorium.

[Eine gewisse Ernüchterung scheint eingeleitet: wer nur mehr nach dem Funktionieren von Metaphern fragt, der fragt schon „funktional“: Wo funktioniert das Metaphern, wo funktioniert es nicht? Noch „funktionaler“: wo soll es funktionieren, wo nicht? Mit der Geschwurbel-Kategorie „figuratives Provisorium“ pfeift die Ideologie der „Metapherologie“ bereits aus dem letzten Loch. Doch im Folgenden werden die vorletzten Löcher der Ideologie nochmals auf die Bühne gerufen: von Cicero bis Rorty.]

Die Rehabilitation der M. im philosophischen Denken des 20. Jh. steht in engem Zusammenhang mit dem ideengeschichtlichen Einschnitt des linguistic turn und speziell mit der daraus hervorgegangenen Einsicht, dass die M. die Normalität des Sprachgebrauchs zwar einerseits unterläuft, wie neben Aristoteles auch Cicero und Quintilian gezeigt hatten, dass sie diese Normalität aber andererseits auch fortwährend herstellt und bestätigt, indem sie neue Normalitäten schafft.



[Der Wiederaufstieg der Metapher ausgerechnet im philosophischen Denken des 20. Jahrhunderts folgte auf die Kapitulation der verbindlichen Vernunftphilosophie angesichts der Probleme desselben Jahrhunderts. Nicht nur der politischen Probleme, auch der kulturellen, philosophischen und lebensweltlichen, zuletzt im Clash of Civilization, der Europa mittlerweile durchbebt.

„Normalitäten“ scheinen die Früchte von Normen zu sein. Hier aber liegt ein typischer Fall postmoderner Bedeutungsbeliebigkeit vor, dessen kurze Untersuchung lohnen könnte. Denn nun soll beides gelten: die „Normalität“ genannte Normalität soll *einerseits* ein Produkt der alle Normen „unterlaufenden“ Metapher sein. Und dies hätten schon Cicero und Aristoteles gewußt. (Daß Sophisten jede Redewendung mittels Metapher in jede gewünschte Richtung wenden können.) *Andererseits* aber habe die Metapher die Wunderkraft an sich, „fortwährend“ neue Normen „herzustellen und zu bestätigen.“

Der Widerspruch zwischen diesem Einerseits-Andererseits kann *nicht im Sinn des Autors* sinnvoll sein. Nur wenn wir vernünftigerweise voraussetzen, daß neben, unter und über dem Corpus und Codex der gesetzten Normen zu jeder Zeit viele ungeschriebene Sitten und Gebräuche das Leben von Kultur und Gesellschaft und vor allem ihrer Sprache bestimmen, könnten wir versuchen, in des Autors Einerseits-Andererseits Vernunft und Verstand zu bringen. Wozu hat Aristoteles seine Ethiken und Logiken geschrieben, dazu auch noch eine Metaphysik, Bücher, die allesamt versuchen, mittels rationaler Argumente den unbestimmten und beliebigen Geist der Metapher auszuschalten?]

In seiner epochemachenden Vorlesung zu *Philosophy of Rhetoric*, die 1936 veröffentlicht wurden, hat I. A. Richards das neue Interesse an der M. mit der grundlegenden These eingeleitet, »dass die M. das allgegenwärtige Prinzip der Sprache ist«. [13]

[Beim Wort „epochemachend“ läutet jedesmal die Alarmglocke der Vernunft: eine Schwalbe wurde gesichtet, und abermals wurde ein neuer Sommer ausgerufen. - Wenn die Metapher das Prinzip der Sprache wäre, noch dazu das „allgegenwärtige“, würde die Sprache (somit jede Sprache, die mathematischen ausgenommen) mit unseren Begriffen nach Belieben (herum)spielen.

Denn kein Begriff wäre davor zu bewahren, als halb- oder ganz lügende Metapher „dekonstruierbar“ zu sein. Die Sonne ist erschienen? Was für eine Lüge, betrachtet nur den vieldeutigen Sinn von „erscheinen“. Und ist Euch „die Sonne“ noch niemals ungeheuerlich gewesen? Eine Zumutung

und ein Skandal: wie soll ein Wort eine Kugel von vielfacher Erdgröße umfassen und in eine Buchstabenkette einfangen können?

Seither ist das theoretische und insbes. das philosophische Interesse auf die Frage gerichtet, wie die kognitive Leistung der M. zustande kommt.

[Das „Seither“ ist ebenso alarmistisch wie das „Epochenmachend“. Weil ein Vortrag via Luftpost um die Welt flog, konnte endlich gelingen, was schon unmöglich schien: die Rhetorik der deutschen Nationalsozialisten als blumige und daher ungefährliche Metaphernkunst zu entlarven.

Wieder erfolgt die schon geübte Reduktion auf die Frage nach dem Funktionieren. Das funktionalistische Fragen ist das der Handwerker und Techniker. Diese arbeiten mit Werkzeugen und Instrumenten, die sie als (meist) perfekte Mittel für bestimmte, sehr bestimmte Zwecke verwenden. Und wer weiß, wie es gemacht wird, der hat es auch zur Gänze erkannt. Dies allerdings glauben weder Handwerker noch Techniker.

Der Faktor Kultur - als kollektives Bewußtsein und Leben -, der unerlässlich ist, um „die kognitive Leistung der Metapher“ a) zu verstehen und mehr noch b) zu ermöglichen, ist aus der Ebene des instrumentellen Gebrauchs *nicht* allein ableitbar. Es bedurfte vieler Arbeiten und Umstände, ehe der Ausdruck „Mein Führer“ zur Metapher einer Politik werden konnte, die für Millionen Menschen (nicht nur in Deutschland) ein Heilsversprechen verkündete.

Die Propaganda mochte noch so „flächendeckend und durchschlagend“ (zwei einschlägige Metaphern) wirksam sein, ohne aktives (freies) Mittun der Deutschen in allen Schichten der Bevölkerung, wäre es nicht möglich gewesen, diese und alle anderen Metaphern der Ideologie mit Leben, Glauben, Begeisterung, spontaner Wiedererkennung und sklavischer Gefolgschaft usf. zu erfüllen.

Nur wer dieses soziale Funktionieren der (nicht nur) „kognitiven Leistung der Metapher“ mit in das System des Funktionierens aller „Metapher-Leistungen“ aufnimmt, hat eine Chance, an die Macht der richtigen Metapher zur richtigen Stunde heranzukommen. Aber das Metaphern der Sprache (jeder Sprache überhaupt) liegt noch eine Spur tiefer im kollektiven Gedächtnis und kollektiven Alltagshandeln einer Kultur vergraben.

Begeben wir uns in einem Gedankenexperiment an den Anfang einer (jeder) Kultur: wir könnten dazu die Alternative aufstellen: *Entweder* fängt jeder Wortgebrauch, ja schon die Erfindung jedes Wortes als ein Akt des Metapherns an. *Oder nicht* jeder Gebrauch und nicht jede Erfindung fängt

mit einer Metapher an, weil es schon an der anfänglichen Quelle der Kultur gewissen Wörter gäbe, die sozusagen mit wissenschaftlicher Macht und Direktheit (genauer Eindeutigkeit) avant là lettre als metaphernfreie Begriffe und Zeichen wären verstehbar und praktizierbar gewesen.

Diese These darf sich großzügig geben: vielleicht wären viele und sogar die allermeisten Wörter nur als Bild und Symbol aktiv gewesen, aber einige doch nicht: eine Insel der Ausnahmen sozusagen. Deren Worte wären sofort als Begriffe und mehr oder weniger direkte Zeichen gefunden oder erfunden worden.

Daß dieses Experiment völlig illusorisch ist, ähnlich wie die berüchtigten Zeitreisen, deren Möglichkeit immer wieder von gutgläubigen Leuten beschworen wird, ist evident: Könnten wir uns ein halbes oder ganzes Jahrtausend vor Homer im damaligen Proto-Griechenland als heutige Forscher und Befrager herumtreiben, man würde uns nicht verstehen, auch dann nicht, wenn es möglich wäre, unsere Sprache in die damalige zu übersetzen.

Aber schon die Grundthese der (alternativen) Annahme muß falsch sein: an der Quelle mythischer Kulturen, kann es keine nichtmythischen Ursprünge von Begriffen und Worten geben.

Mit anderen Worten: die Scheidung einer Sprache in Metaphern und Nicht-Metaphern kann erst lange nach dem Entspringen der Quelle erscheinen. Und durch welche „Leistungen?“ Abermals durch die von Metaphern? Schwerlich, weil die Scheidung ausdrücklich die Findung oder Erfindung von Worten verlangt, die nur durch eine Anti-Metapher-Leistung a) gegründet und b) in Gebrauch gelangen können. (Wobei sich Gründung und Gebrauch gegenseitig erregen und fördern.)]

Bereits F. Nietzsche hatte die Aufmerksamkeit auf das metaphorische Spiel gelenkt und zwischen der Bedenklichkeit illusionärer Effekte und der aufschließenden Wirkung sprachschöpferischer Wort- und Bildfindungen unterschieden. Aus der Ambivalenz der metaphorischen Funktion gewinnt sein Essay ›Ueber Wahrheit und Lüge‹ seinen Aufbau und seine Struktur.

[Auch diese Vermischung verschwurbelter Nebelbegriffe ruft nach Übersetzung und Klärung. Gegenübergestellt sind a) eine „Bedenklichkeit illusionärer Effekte“ und b) eine „aufschließende Wirkung sprachschöpferischer Wort- und Bildfindungen.“

Unter a) ist offensichtlich gemeint, daß Metaphern in die Irre führen und täuschen können: Was als ähnlich behauptet wird, ist dies nur für den, der es behauptet. Was ein (Wort)Bild der Sache oder eines Begriffes sei, das könnte auch nur eine Illusion sein: ein Scheinbild, eine fata morgana. Metaphern, so dieses Argument, haben per se keinen Anspruch auf universale Geltung. Und dieses Urteil soll für sprachliche Metaphern gelten. Sind bildliche Metaphern nicht auch möglich? Durchaus, doch dazu später.

Unter b) wird der sprachlichen Metapher eine „aufschließende Wirkung“ zugesprochen. Was wird „aufgeschlossen“? Eine Erkenntnis, eine Erinnerung – an ein Ereignis, oder an ein Wissen? „Aufschließen“ und „Erschließen“ sind Surrogate für Erkennen und Erkenntnis; sie sind nicht zufällig in der heutigen (Kunst)Universitätskultur populär geworden. Relativistische Kulturen lieben unbestimmte Begriffe, also weite Hosen (Nietzsche), statt enger.

Nun ist es aber keine Frage, daß Metaphern zum Haushalt von Dichtung und alltäglicher, auch politischer Rhetorik gehören. Es gibt auch keinen Grund, Metaphern von vornherein aus Philosophie und Wissenschaft ausschließen zu wollen. Wo also liegt das Problem? Einzig im Wahrheits- und Erkenntnisanspruch der Metapher im Haus der Sprache. Lügt die Metapher oder spricht sie Wahrheit? Eine jener Fragen, die selbst schon lügenhaft gestellt sind, weil sie unterstellen, es gäbe eine eindeutige Antwort auf eine Frage aus falscher Alternative. Metaphern können auch ein Drittes: weder Lügen noch nicht lügen.]

Die für die Diskussion der letzten Jahrzehnte richtungweisende Argumentation Nietzsches setzt ein mit einer kritischen Genealogie des Begriffs, dessen Entstehung und Dominanz sich, wie Nietzsche nun seinerseits kritisch bemerkt, der konsequenten Ausblendung seiner metaphorischen Voraussetzungen verdanken. In der Umkehrung – und darin liegt das Faszinosum des Metaphorischen auch für P. de Man und J. Derrida – markiert die M. das vom Begriff im Augenblick seines Hervortretens, also immer schon verdeckte Stadium der Vor- und Unbegrifflichkeit.

[„Kritische Genealogie“ klingt vortrefflich, kann als Passwort des Zeitgeistes gelten und passieren. Welche Genealogien waren zuletzt unkritisch? Die Annalen der Pharaonen in ihren heiligen Tempeln vermutlich: schamlose Apotheosen, die nicht davor zurückschreckten, ungeliebte Genossen in der prominenten Ahnenreihe mit Rang und Namen auszulöschen. Wenn der Metapher, ihrer Genese und Funktion, gewisse „metaphorische Voraussetzungen“ zugesprochen werden, haben wir zunächst nur eine tautologische Formel vernommen: Jede Blume hat blumige Voraussetzungen. Folglich muß die Tautologie hybrid erweitert

werden, um ihren schlechten Ruf als Hohlformel und Leerstelle zu überwinden. Die Metapher muß mystifiziert werden, von Denkern, die selbst als mystifizierte Denker den Zeitgeist in irrationale Geiselhaft nehmen möchten.

In der „Umkehrung“ der Genealogie, eine „Umkehrung“, die nicht näher definiert wird, springt nun der Hase aus dem Pfeffer: die Metapher, bisher ein ziemlich bekanntes Ding und Tun, ist plötzlich mutiert: Immer wenn ein Begriff „hervortritt“ (naheliegenderweise in Sprache und Schrift), dann schließe die Metapher das Schlitzohr Begriff auf: Dieser täusche nämlich nur vor, aus Vernunft und Denken „hervorgetreten“ zu sein. In Wahrheit weilt er vor seinem Auftritt auf der Bühne der Sprache im ganz Anderswo: im Land der Vor- und Unbegrifflichkeit.

Aus den Pfründen von Nichtdenken und Unbegriffen (Anschauungen, Vorstellungen, Bilder, Gefühle?), aus einer unvordenklichen Erfassung von Welt und Mensch, kurz: aus den prärationalen Gründen und Abgründen von Vernunft und Sprache werde „herausgetreten.“ Wozu eigentlich, wenn das Eigentliche doch nur hinter der Bühne in den unerkennbaren und unaussprechlichen Abgründen der Sprache zugänglich ist? Genauer, postmodern genauer: als Unzugängliches zugänglich und als Zugängliches unzugänglich ist? (Das System der selbstironischen Mystifizierung in praktischer Anwendung.)

Die Geburt des Begriffes und des Denkens aus den „immer schon verdeckten“ Sümpfen der vorbegrifflichen und unbegrifflichen Seins-Sphären? Ist das „Heidegger“ oder hat sich schon Heidegger bei Nietzsche redlich bedient? - Es ist evident, daß eine Philosophie, die es erlaubt und sogar für notwendig erachtet, die Vernunft aus der Unvernunft entspringen zu lassen, eine selbstwidersprüchliche Sache sein muß. Aber dazu ein andermal.

Es ist offensichtlich, daß die genannten Autoren (Man und Derrida) irgendetwas, das sie bewußt oder unbewußt ignorierten, mit einem „Stadium der Vor- und Unbegrifflichkeit“ verwechselten. Sprache und Begriffe sollen aus einer vorbegrifflichen Dimension hervorgehen. Soll dies eine Dimension der Phantasie sei, so ist Vorsicht am Platz: denn jede sprechende und erzählende Phantasie hat „immer schon“ Anleihen bei Vernunft und Verstand, kurz: bei diskursiven Begriffen genommen. Diese scheinen ihrer vermeintlichen Vorvernunft-Quelle immer schon entlaufen zu sein. (Auch diese Diskussion führt wieder in die Frage nach der Differenz von Mythos und Logos zurück.)]

In der M. begegnet der Begriff seiner eigenen, von ihm selbst verleugneten Herkunftswelt, der Bedingung seiner uneinholbaren Metaphorizität. Damit figuriert die M. als manifest gewordene Ideologie- und Philosophiekritik, als die verkörperte Subversion der begriffsbewehrten Vernunft.[14]

[Die Metapher ist also die Mutter des Begriffes, und daher nennt sich die Vernunft auch *die Vernunft* und nicht der Vernunft, in kluger Abgrenzung von dem Verstand, der ungeniert und ahnungslos immer noch als *der Verstand* paradiert. Aber Spaß beiseite: bekanntlich haben sich Ontologie und Logik mehr als lange, man könnte sagen durch Jahrtausende bemüht, ihrem eigenen Ursprung auf die Schliche zu kommen, nachdem der vormalige Ursprung im Land von Religion und Mythos fraglich geworden war.

Das aber liegt nun schon lange zurück, - eine erste Kulmination der Abkehr vom Mythos erfolgte bereits in der antiken Aufklärung des späten Hellenismus, etwa ab Sokrates und Platon, teilweise schon mit den Frühsokratikern der antiken Naturphilosophie. Und diese Kulmination sollte nicht die letzte gewesen sein, - im langen Gang durch das lange europäische Abendland. Nun aber soll widerrufen werden, was zu Vernunft, Rationalität, durchgeführter Aufklärung als Wissenschaftsfreiheit und freies Denken führte?

Haben die Aufklärer der Antike ebenso geirrt wie der der Neuzeit (Bacon bis Descartes und Folgende) und frühen Moderne (Diderot, Locke, Voltaire und Kant)? Dachten Sie die verleugnete und verdeckte „Metaphorizität“ ihrer Begriffe und Grundsätze „einholen“ zu können, ohne zu ahnen, daß ein Uneinholbares durch keine menschliche Vernunft jemals einzuholen ist?

Also kein Gedanke an Begründung aus Rationalität und Logik, keiner an Selbstbegründung, keiner an Autonomie und Freiheit, sondern immer nur ein Verdacht schöpfender Gedanke an das Reich der Dunkelheit, an die Fesseln, mit denen die Vernunft an das ewige und dunkle Gestade der Unvernunft gefesselt ist. Gemeinhin nennt man Äußerungen und Prinzipien dieser Art mit einem Namen, den allerdings die Aufklärung verkündet: Gegenaufklärung.

Und Gegenaufklärung wird nun als „manifest gewordene Ideologie- und Philosophiekritik“ salonfähig, Anhänger und Massen um sich zu scharen? Mit welchen Auswirkungen auf die Politik insbesondere in Europa? Entweder als Erneuerung eines Nationalismus, der nun als „Populismus“ angegriffen wird, oder als Neueinführung eines grenzenlosen Multikulturalismus der offenen Grenzen und Totaltoleranz?

Aber diese Entweder-Oder-Frage diene nur zur Andeutung, daß selbst eine scheinbar nur philosophische oder gar nur philologische Streitfrage: Metapher oder Begriff im Haus der Sprache? ihre politischen Konsequenzen hat. Auch die Lehre von der Metapher als Grund aller Gründe und Ungründe muß an politische Ideologien anschlußfähig bleiben, will sie nicht gänzlich als nur „akademische Frage“ aus der Zeit herausfallen.]

## 5 Hypotypose

Nietzsches M.theorie erschöpft sich allerdings keineswegs darin, die Hermeneutik des Verdachts propagandistisch zu verschärfen und gegen die Selbstvergessenheit des philosophischen Begriffsrealismus auszuspielen. Was er M.n nennt, sind figurative Elemente sinnlichen Anschauens, sind Provisorien und Produktionen.

[Je dichter das Netz an Fremdwörtern umso unanfechtbarer der Kuratoren-Sermon: uneinholbarer möchte er sich in seiner Verborgenheit und Selbstvergessenheit (!) gemütlich machen. Obskurantismus ist die notwendige Folge jedes Relativismus und seines inhärenten Skeptizismus. Antivernunft muß sich durch vor- und nachvernünftige Prozeduren und Machenschaften gegen alle Angriffe der Vernunft immunisieren. Das Ideologische ist mit Händen zu greifen: die neue Elite – des „hermeneutischen Verdachts“ - lehrt uns das Fürchten, Umwerten, Unterstellen und Umwerten.

Mit anderen, klaren Worten: eine Philosophie, die nicht mehr anzugeben weiß, ob der Begriff des Seins, der jede Kopula (ist) in Urteilen begleitet, ein wirklicher Begriff ist, oder doch nur eine Metapher für ein unerkennbares X, führt nicht nur ein großes Potential an Selbstzerstörung mit sich (Philosophie als Sprachspiel ist weniger erhebend und nützlich als Schachspiel), sie ist auch „berufen“, eine ganze Kultur auszuhöhlen und auf den Müllhaufen der Geschichte zu werfen. Ist die Axt an die Wurzel Europas bereits gelegt?

Der Begriffsphilosophie wird „Selbstvergessenheit“ vorgeworfen, während sich die Philosophie der freischaffenden Metapher mit „figurativen Elementen „sinnlichen Anschauens“ (Henkel und Heferl?) begnügt. Nach Belieben produzierte Provisorien sollen demnach einen philosophischen Begriffsrealismus ablösen, der noch nicht wußte, wie vergänglich und hinfällig alles Denken und alle Begriffe aller Philosophie(n) immer schon gewesen sind. Die Selbstvergessenheit des postmodernen Metapherns ist einer hinfälligen Operation überführt. Jedes Zeichen, jedes Symbol, dem

die „Nichtidentität“ mit dem einbeschrieben ist, wofür es Zeichen und Symbol ist, darf nun als Metapher durchgehen?

Der Buchstabe A (Alpha) oder meinetwegen der ehrwürdige Buchstabenzwilling Alpha und Omega stehen für das Ganze oder, wie in der Tradition üblich: für den Ursprung des Ganzen: für Gott. Durch diesen Namen ließ sich auch in den Spuren der jüdischen Namensvermeidung für Gott wandeln. Zwei unverdächtige Buchstaben, denen keine Ähnlichkeit mit einem Gotteswesen zusprechbar war, fungieren dennoch als „indirekte Symbole“.

Diese konnte man, trotz keinerlei Ähnlichkeit, durchaus als (Als-Ob) „Metaphern“ einsetzen, weil eine lange Tradition dafür gesorgt hatte, eine Chiffre wie einen (Ersatz)Namen zu behandeln. Und in diesem Sinne ist auch jeder Spitzname, der einem Menschen durch Freunde oder Feinde zugelegt wird, eine „Metapher“ (zweiten Ranges) - eine Zeichenmetapher oder auch eine richtige Metaphern, wenn der Träger des Spitznamens mit dessen Kontur gewisse Ähnlichkeit besitzt: Habicht, Uhu, Bernhardiner kommen in Frage, auch psychologische Anverwandlungen: schon manche Frau hat sich im Auge ihrer Feindinnen in eine „Schlange“ verwandelt. ]

Spätestens an dieser Stelle berührt sich dieser M.nbegriff mit dem Konzept der ›Hypotypose‹, das I. Kant in der Kritik der Urteilskraft vorgestellt hatte. Wie die Hypotypose einem per se Unanschaulichen eine sinnliche Anschauung provisorisch »unterlegt«, um auf diese Weise zwar nicht mittels Ähnlichkeit, statt dessen aber, wie Kant sagt, »symbolisch« und »indirekt« anzuzeigen, »was die Idee von ihm für uns sein« kann[15], so ist auch den M.n Nietzsches von vornherein die Nicht- Identität mit dem eingeschrieben, was sie bezeichnen.

[„Hypotypose.“ (Ein Fremdwort, bei dem auch jeder zweite Philosoph lexikalisch nachforschen muß, um dessen verdeckten und verhüllten Sinn zu erforschen.) Nun muß auch noch der gute alte Kant erhalten, der postmodernen Moderne die Stange zu halten. Die Welt als *ganze Welt* ist nach Kant eine Unanschaulichkeit per se, weil unsere Augen und Sinne nicht zureichen, materiale Größen, die sogar unsere Vorstellungskraft (vulgo Phantasie) übersteigen, wirklich anschauen, wirklich vorstellen zu können.

Aber diese Grenze schließt nicht aus, daß sich der Mensch – ähnlich wie Kinder, die Großes und Fremdes vorstellen möchten – gewisser Symbole bedient, die „indirekt“ anzeigen sollen – sollen – „was die Idee von ihm für uns sein kann.“ Diese für Kant auffällig unbeholfene Formulierung spielt mit dem Wort (und Begriff?) „Idee“, indem sie unterstellt: der Inhalt und die Bedeutung der Idee (hier des Ganzen der Welt) sei durch das Symbol



verbindlich, wenn auch nur „indirekt“ (eine halbe Zurücknahme) „angezeigt.“

Ein Zeichen stehe „symbolisch“ für das Ganze der Welt, und wie bekannt, mußte die forschende Menschheit, als eines ihrer Sonden-Raumschiffe (Voyager) unser Sonnensystem verläßt, Zeichen-Botschaften mitsenden, um sich potentiellen Aliens verständlich vorzustellen. (Wobei ungewiß bleibt, ob die potentiellen Adressaten ähnlich „ticken“ wie die Astronomen und Raumschifferbauer unserer Kultur.)

Haben diese Zurüstungen von Symbol und Zeichen irgendetwas mit *Metapher* zu tun? Obwohl keinerlei Ähnlichkeit mit dem „provisorisch“ bezeichneten Ganzen vorliegen kann? Der Autor, echt sophistisch in postmodernen Gefilden unterwegs, dreht aber den Spieß um: es gehe gar nicht um Ähnlichkeit, es gehe („eigentlich“) um Nicht-Identität zwischen Zeichen und Bezeichnetem. Eine originelle Definition von Metapher, aber keine vernünftige. Relativistische Sophismen ähneln (Vorsicht Metapher) Lügen mit kurzen Beinen.]

Die metaphorische Übertragung ist referenziell, aber nicht im Sinne einer Abbildung der Welt (die sie als solche, in ihrem ›an sich‹ gar nicht erreicht), sondern im Sinne ihrer menschlichen, menschengemäßen Präganzgebung (der sie indirekt Ausdruck verleiht).

[Gibt es irgendein Etwas dieser Welt, das nicht „referentiell“ wäre? Worauf ist das Modewort „referentiell“ referentiell? Ein Bild, das als Abbild eines anderen Bildes oder eines Teils der Realität anerkannt ist, ist demnach „total referentiell.“ Somit ließe sich der Sinn des Modewortes referentiell ernüchtern: es meine nur Abbildung und abbilden. Aber so ist es bekanntlich nicht gemeint, weil es viel „tiefer“ reicht, vermutlich sogar in die tiefste aller Tiefen.

Eine Tiefe, die hier als Ansichsein der Welt(dinge) umschrieben wird. Das Wort Ansichsein ist somit „referentiell“ auf das reale Ansichsein der Dinge und aller Welt. Nun soll diese Referenz aber ganz und gar unmöglich, also nur eine Illusion von Referenz sein. (Niemand könnte demnach sagen, was zB. das Ansichsein eines/des Kreises, oder eines/des Menschen ausmache. Blind geboren, blind lebend, blind denkend: das Schicksal des Menschen, der wirklich und eigentlich nur auf Blindheit „referentiell“ sei.

Doch siehe da, es gibt einen leichtfüßigen Ausweg aus dem Dilemma: die Metapher ist weder ein Bild anderer Bilder noch gar ein Bild des Ansichseins gewisser Dinge. Sie ist einzig referentiell (begründet durch, bezogen auf) auf den „orientierungsarmen“ Menschen, der, um sich

überhaupt eine Weltstellung zu geben, „Bilder machen muß“. In seinem Notstand macht er das Bildermachen zur lebensrettenden Tugend. Und welche Bilder durch welche Metaphern? Ist irgendeines ausgeschlossen?

Der Mensch ist doch das Maß aller Dinge, wenn er sich durch „menschengemäße Prägnanzgebung“, die freilich immer nur indirekte Orientierungsmittel verschafft, eine Weltstellung verschafft. Die Tautologie der Metapher tanzt im Kreis um sich herum.]

Damit wirft dieser frühe Essay Nietzsches einen neuen Blick auf die Bilder der Sprache, der dann besonders Blumenberg inspiriert und beschäftigt. M.n sind Zeugnisse, die Aufschluss geben über die Weltstellung des orientierungsarmen und Bilder machenden Menschen.

[Noch Blumenberg hat demnach vom vergifteten Baum Nietzsches genascht?]

Mit diesem Motiv nimmt Nietzsche, neben dem Hypotypose- Konzept Kants, einen Gedanken auf, den, nach der klassischen Ableitung der Rhetorik bei Isokrates[16], G. Vico erneut bekräftigt hatte: Als Zeugnisse und Auskunftsmittel, die uns rückblickend über die »Natur der menschlichen Dinge« unterrichten, stellen die M.n den Stoff bereit für eine materiale »Geschichte der menschlichen Ideen« (historia de ideis)[17], in der die Wirklichkeit des Menschen immer schon als die seine vor ihn hintritt. Die M., diese Ausgangsintuition Vicos bekräftigt Nietzsche im Schlussteil seines Essays, ist eine kulturelle Tatsache.

[Nun also Vico, nachdem Kant mißverständlich und problematisch „anverwandt“ wurde. Metaphern stellen „den Stoff bereit für eine materiale Geschichte der menschlichen Ideen.“ Und diese Metaphern hätten den (guten?) Zweck, die Wirklichkeit (von der niemand weiß, was sie ist und was sie gewesen ist?) so vorstellbar zu machen, daß sie, die Wirklichkeit, als des Menschen eigene erscheint. Ohne Metaphern hätte wir daher nicht den Schein und die Illusion, in einer Wirklichkeit zu leben, die „unsere eigene“ ist. Gelangen diese Gedanken über Leerformeln und tautologische Phrasen hinaus? Kahl und dürftig die Appendix-Bemerkung, Metaphern seien „kulturelle Tatsachen.“ Soll dies eine Metapher sein für die Tatsache, daß Berge natürliche Tatsachen sind?

Erstens geht es in der Geschichte der Ideen (der Menschheit) nicht um Metaphern, sondern um wirkliche Ideen. Zuerst um politische Ideen, dann um wissenschaftliche Ideen; davor waren religiöse Ideen und die Ideen der Kunst in der Geschichte (mit)führend, doch das ist lange her. (Man lese John Knox Einfluß auf die Politik Schottlands im 15. Jahrhundert.)

Würden nun die beiden erstgenannten Ideen (von Politik und Wissenschaft) auf Metaphern angewiesen sein – für ihre Begründung und für ihre Missionierung und Durchsetzung – wären sie nicht durch konsistente Begriffe (reale Ideen) begründet und durchgesetzt worden. Auch die Ideen der modernen Demokratie, auch die der modernen Wissenschaften und ihrer technischen Anwendungen, wären „arme Hunde“ wenn sie auf gute Metaphern warten müßten, um das Licht der Welt zu erblicken und durchgesetzt zu werden.

Es gilt sogar das Gegenteil: überall wo die neuen Ideen und ihre Ideologien Metaphern mit sich führten, waren sie eher als verführende und irreführende Institutionen und Mächte wirksam. Man denke nur an diesbezügliche Phrasen des Marxismus (Philosophen haben die Welt nur interpretiert, die klassenlose Gesellschaft als Ziel der Geschichte) oder auch an die berühmten Märchenbeispiele Einsteins: das Universum als sich aufblasender Luftballon.

Der ästhetische Standpunkt, den unser Autor hier vertritt, setzt eine völlig fremde Welt und Geschichte voraus, eine der Menschenwelt fremde Wirklichkeit. Eine wohlfeile Unterstellung, um der eigenen Ideologie: „alles nur Metapher“ Durchlaß und Einlaß zu verschaffen. Die Menschheit habe sich demnach mit Metaphern wie mit Wasserblasen umgeben, sie sitze in einem selbsterzeugten Wolkenkuckucksheim, weil ihre Begriffe samt und sonders unfähig sind, die Wirklichkeit zu erreichen. Welche Wirklichkeit: die der Natur oder die der Kultur? Organisation von Gesellschaft und Kultur wäre demnach ohne wirkliche Wirklichkeit? Wer hat sich hier in ein Wolkenkuckucksheim befördert?]

Entscheidend für das Verständnis der metaphorischen Funktion ist der Gedanke, dass nicht die Ähnlichkeit ihrer Teile eine M. qualifiziert (irgendeine Art der Übereinstimmung oder Adäquation), sondern das, was auf der einen Seite ihre Verwender und Produzenten, auf der anderen Seite die Hörer und Leser aus den ihnen dargebotenen Interferenzmöglichkeiten – aus der ›Interaktion‹ (M. Black) und ›Reziprozität‹ (G. Genette) – des metaphorischen Spiels machen und entstehen lassen.

[Das Geschwurbel (Interferenzmöglichkeiten mal Interaktion mal Reziprozität) entziffert: Metaphern sind nicht gegeben, sondern erzeugt. Denn nur zwischen Produzenten und Verwender entstehen Metaphern. Wird diese selbstverständliche und völlig metaphorlose Lehre von den gängigen Metapher-Definitionen bestritten? Keineswegs, aber eben dies wird hier unterstellt, um die Neuheit des Neuen (des Kaisers berühmte Kleider) zu behaupten. Ein sophistisches Spielchen, leicht durchschaubar.

Im Übrigen müssen Produzenten und Verwender nicht auf zwei Personen verteilt sein. Ich kann dem Bekannten X einen Spitznamen Y zuteilen, - es sei ein Name, der mit einer Analogie zu einer Tiergestalt spielt, - und obwohl ich nun als Produzent und Verwender („privatsprachlich“) agiere, auch wenn ich den Spitznamen für mich behalte, habe ich eine Metapher erfolgreich gefunden und angewandt. (Ist die bildlose Wortschöpfung „Interferenzmöglichkeiten“ ertragbar?)]

Auch und gerade die Ähnlichkeit, mit der die M. um Akzeptanz wirbt, ist nicht vorgegeben, sondern erzeugt. Das aber bedeutet: M.n sind keine Automatismen und schöpfen, was sie bedeuten, nicht aus sich selbst - aus ihrer Etymologie, aus ihrer Lexik oder |Semantik.

[ Angenommen ein Erfinder einer Metapher hat aus der Etymologie eines Wortes geschöpft: hat er sich dann als Maschine betätigt oder ist er ein Rädchen eines Metaphern-Automatismus?]

M.n sind überhaupt nicht primär semantische, sondern pragmatische Phänomene, die, um ihr Potenzial entfalten zu können, »intelligente Mitwirkung«[18] fordern.

[Das „nicht primär“ macht hier den sophistischen Hofnarren: Primär also pragmatisch, sekundär: semantisch. Und beides nicht möglich ohne „intelligente Mitwirkung.“ Daß beide untrennbar sind, weshalb primär und sekundär permanent die Plätze tauschen, sollte bei „intelligenter Mitwirkung“ erkennbar sein. ]

## 6 Metapher und Bild

Bereits Richards tritt der Auffassung entgegen, M.n seien Bilder. Zum einen bleibe unbestimmt, welches Element des metaphorischen Spiels gemeint sei, wenn M.n pauschalisierend als Bilder angesprochen werden, zum anderen lenke die Bezeichnung davon ab, dass M.n Sprachereignisse seien. Auch ohne Vorstellungsbilder, innere Bilder, Wahrnehmungsbilder könnten Wörter »fast alles«.[19] Dem ist zuzustimmen.

[Das Wort Bild ist kaum weniger vielfach bestimmbar als das Wort Metapher. „Bild“ als „Sprachbild“ (auch „Wortbild“) ist etwas anderes als das Bild der realen Wahrnehmung oder der Malerei oder der Photographie. Ein durch ein oder mehrere Worte erzeugtes Vorstellungsbild ist der normale Alltagsfall jeder Sprache. Es ist sehr zweifelhaft, ob „Wörter“ (gemeint sind wohl Worte) ohne Vorstellungsbilder „fast alles können.“ Nicht einmal die realen Wörter eines Wörterlexikons richten ohne Vorstellungen viel aus.

Was sieht (welcher) Jemand vor sich und daher in sich, wenn er heute liest: „Eule der Minerva“? Und dann auch noch eine kleine Geschichte dazu: ...“ beginnt ihren Flug...“ Die Eule als Inbild der Klugheit, so viel Bildmetapher erlaubte sich der antike Mythos ohne Spur von Nachdenken, weil das Vorstellungsbild bereits ganze „Romane“ enthielt, - für den Menschen von heute immerhin noch einen Bildungsroman, falls er nicht mit unhistorischen Scheuklappen durchs Leben wandelt.

Wer behauptete, die Metapher sei ein Bild (ein Topos der Tradition), übersehe, daß es im „metaphorischen Spiel“ unbestimmt bleibe, „welches Element“ des Spieles gemeint sein. Die Metapher „metaphorisches Spiel“ trägt nichts zu Klärung der Frage bei.

Und daß Metaphern in der Sprache „Sprachereignisse“ sind, war ausweglos zu erwarten. Auf wen oder was „referiert“ die Metapher nun mehr: auf Bildereignis oder Sprachereignis? Die Frage: welche Art von Sprachereignissen sind Metaphern?, ist keine sinnlose Frage. Sollte es wirklich unmöglich sein, Metaphern in der Sprache von anderen Metaphern (in bildender Kunst, Reklame, Politik usf.) zu unterscheiden und präzise zu definieren? Ohne die Faktoren und Eigenschaften Vorstellungsbild, Ähnlichkeit und Übertragbarkeit kann kein „Sprachereignis“ in den Rang von Metapher aufsteigen.]

**Der sprachliche Kontext der Aussage ist es, der das Wort überhaupt erst zur M. macht und deren Verweisungspotenzial freisetzt.**

[Auch diese These ist eine nichtintelligente Tautologie. Innerhalb der sprechenden Sprache kann keine Aussage außerhalb des sprachlichen Kontextes stehen. Aber der „Kontext“ – fast so beliebt wie „Referenz“ – ist als sprachlicher nur als doppelter Kontext möglich und wirklich. Der allgemein sprachliche Kontext (der Sprache überhaupt) ist vom Kontext der konkreten Aussage (dem Text-Kontext) unterschieden. Zwei Kontexte mithin, Parole und Language, die im Sinnkontinuum der sprechenden Sprache permanent aufeinander „referieren“. Sie sind untrennbar, ohne jemals identisch zu sein oder zu werden, ohne jemals in einem Dritten, aus dem sie hervorgingen (vorsprachliches Denken, vorsprachliches Anschauen oder Vorstellen, zu verschwinden.

Die „Verweisungspotentiale“ in Texten können nur in Texten erscheinen: keine intelligente Tautologie. Sie erscheinen immer nur durch das Zusammenspiel von Parole und Language, und daher hat auch jede Sprache ihre eigenen Verweisungspotentiale, ohne dadurch die

Übersetzungsmöglichkeit von Texten bestreiten zu müssen. Wer leugnet, daß Sprachmetaphern ihre eigene Semantik haben, unterschätzt die Fähigkeit der Sprache, durch Worte, „fast alles zu können.“ ]

Andererseits ist die seit der frühen Neuzeit geläufige und auch für Vico selbstverständliche Auffassung der M. als imago, als image oder auch als »Anschauungsform« keineswegs zufällig entstanden. Die Bildlichkeit, die hier gemeint ist, darf allerdings nicht als Abbildlichkeit verstanden werden und ebenso wenig als autonomes Kunstbild oder Gemälde (all dies sind bereits Spezifikationen des umfassenderen Bildbegriffs), sondern als funktionale Entsprechung einer visualisierten, und das besagt an dieser Stelle: einer sprachskeptischen Struktur.

[Das Geschwurbel einer „sprachskeptischen Struktur“ ist wohl unübersetzbar. Was ist ein image alias imago alias „Anschauungsform“? Es sei eine „Bildlichkeit“, die keine Abbildlichkeit enthalte und doch auch nicht ein Eigenbild sei, etwa ein modernes (abstraktes) Bild oder „Gemälde.“ Sondern? Ganz einfach: eine „sprachskeptische Figur,“ die irgendwie „visualisiert“ wird. Spätestens hier hat sich das Wesen von Metapher in leere (Wort)Luft aufgelöst.

Sofern Metaphern im Fleischwolf von „sprachlichen Kontexten“ verschwinden, bleibt von ihnen nur noch ein Aufzucken von und zu „Verweisungen“ übrig. Und wie wird „verwiesen“? Allein mit Worten, allein mit „sprachlichen Kontexten“? Wieder einmal zeigt sich, daß Fremdwörter, die den Anschein von erlesenen und auserwählten Fachtermini genießen, dazu dienen, unfähiges oder zu verhinderndes Denken zu verdecken. Es soll nicht in konkreten Begriffen und Anschauungen gedacht werden: In Phrasen denkt es sich leichter auf den Stammtischen der einschlägigen Experten für selbsterfundene Begriffe und Schlagworte. ]

Der damit aktualisierte Bildbegriff ist gebrochen und entschieden abbildkritisch. Schon Kant trägt diesen Selbsteinwand vor und stellt seine latente Paradoxie offen aus: Das Symbolische sei »untergelegte« Anschauung dort, wo »keine sinnliche Anschauung angemessen sein kann«.[20]

[Was für eine Verwechslung, nehmen wir an: nicht aus Absicht. Bei Kant steht kein Wort von einer „sprachkritischen Funktion der Metapher“, wonach das Symbolische das Wirken der Sprache unterlaufe und „konstituiere.“ Sondern: „wo keine sinnliche Anschauung“ möglich ist, da springt die Erfindungskraft des Sprachgeistes ein. Sie „unterlegt“ eine fiktive Anschauung, wo niemals eine reale oder ein Abbild einer realen zu

finden ist. Kants Versuche, (auch Kunst daran zu beteiligen), das unanschauliche Erhabene – als dynamisches oder mathematisches – scheinanschaulich zu machen, gehören hierher.

Musterbeispiel: Einsteins Luftballon als Märchenbild des Universums. Ein Märchenbild für moderne Erwachsene, die sich nicht für Kinder halten. Also nicht der Bildbegriff ist „gebrochen“ – eine absurde Unterstellung und Selbstverohnmächtigung unserer Vernunft – , sondern die reale Anschauung von gewissen gewußten Realitäten ist – nicht „gebrochen“ – sondern *unmöglich*. Dieses Faktum ist auch nicht „abbildkritisch“, sondern, wenn man so will: „menschekritisch“: Was über die Sinne des Menschen hinausgeht, ist von diesen nicht zu erfassen. ]

Bereits Nikolaus von Kues nutzt diese Figur des Selbstwiderrufs, um den konjekturalen Status des Sprachbildes und speziell der von Blumenberg so genannten ›Sprengmetaphorik‹ zu kennzeichnen. »Deus est sphaera infinita« – so das sprengmetaphorische Paradigma – »cuius centrum ubique, circumferentia nusquam est.« (Gott ist die unendliche Sphäre, deren Zentrum überall und deren Umgebung nirgends ist.)[21]

[„Selbstwiderruf“ ist selbst hier wie (für) eine Metapher erfunden, – aber wofür genau? Bei Kant liegt keinerlei Selbstwiderruf vor, – er hat nicht unter A etwas behauptet, das er unter B widerrufen mußte. Er hat daher *nicht* unter B etwas einer Konjektur (Korrektur) unterzogen, das er unter A als irrende Behauptung aufgestellt hätte. Der Ausdruck „Sprengmetaphorik“ ist selbst wiederum eine Metapher, die nur als sprachlicher Kontext möglich und verstehbar ist.

In der Realität wird etwas gesprengt, sei es in der vorstellenden, sei es in der empirisch-realen, und dafür wurde hier ein *Sprachbild* erfunden, das den Akt des Sprengens irgendwie in Worten ausdrückt. Und wäre es nur durch die Worte Sprengen, Sprengung, gesprengt usf.

Und der Cusaner hätte nun gewisse „sprengmetaphorische“ Worte oder Wortfiguren, besser noch: Begriffe verwendet? War das Sprengen schon Sache und Begriff der spätmittelalterlichen Theologie? Lohnt es sich, den Grund für Blumenbergs falsche Rückprojektion zu suchen?

Was hat der Cusaner entweder „widerrufen“ oder „gesprengt?“ Einen anfänglich unterstellten Gottesbegriff, der bei näherer Untersuchung nicht tragbar war? Kann man Begriffe sprengen? Widerrufen wohl und gewiß, aber sprengen?

Kommen wir zur Sache: Was ist der folgende Satz? Er spricht ein Urteil aus, in dem, wie in jedem identischen Urteil, zwischen Prädikat und

Subjekt eine völlige Identität vorliegt und ausgesprochen wird. Zerlegen wird das Urteil in seine drei Teile, denn es sind drei Urteile, die dem Subjekt zugesprochen werden. Urteile, deren Prädikate zugleich von einer Widersprüchlichkeit sind, die durch keinen Vernunftbegriff begründbar und gedeckt ist. Auch argumentiert Cusanus noch nicht mit Hegels spekulativem Begriff und inklusivem Widerspruch.

Zugleich folgt aus dem Zusammenhang der Theologie des Cusaners unzweifelhaft, daß die ausgesagten widervernünftigen Begriffe für *übervernünftige Begriffe* stehen sollen. Übervernünftige Begriffe, die unserer Vernunft zwar nicht zugänglich sind, aber angesichts eines übervernünftigen Gegenstandes – Gottes übervernünftiges Wesen, in „unendlicher Sphäre“ beheimatet – unausweichlich geboten sind.

Ob exakt dieser oder diese Ausdrücke, die Cusanus wählt, um den paradoxen Gegenstand und das paradoxe Verhältnis unseres Denkens zu ihm zu treffen, die allein passenden sind, ist eine sekundäre Frage. Ohnehin kann es kein Kriterium geben, nach dem bessere von schlechteren Paradoxien verbindlich zu unterscheiden wären. (Cusanus kennt auch noch die (gemalte)Paradoxie des alleserfassenden Blickes, - den mit jedem Betrachter in einem Raum mitgehenden Blick: Jeder Betrachter wird vom Blick des Bildes erfaßt, als wäre er der einzige im Raum.)

Man könnte also sagen: der Gegenstand sprengt unsere vernunfteigenen Begriffe und zwingt uns, zersprengte (paradoxe) Begriffe einzusetzen. Paradoxe Rede als Extremfall von metaphorischer Rede? Oder umgekehrt: metaphorische Rede als Extremfall von paradoxer Rede? Weil in paradoxer Rede Bilder auf eine Sache übertragen werden, von der wir nicht wissen können, wie ihr richtiges Bildnis aussieht?

Das erste Urteil behauptet von Gott das Prädikat *unendliche Sphäre*. Diese kann unsere Vernunft allenfalls als „offenen Grenzbegriff“ denken, nicht aber als wohlbegründeten Vernunftbegriff. Denn sie kann keine in sich persistierende und durch sich sich begründende und sich bewegende Unendlichkeit denken, die nicht in irgendeiner Art von Negation auf eine endliche Sphäre bezogen wäre. Dies umschreibt die logische Paradoxie „offener Grenzbegriff“.

Das zweite Urteil behauptet von dieser unendlichen Sphäre Gottes: *ihr Zentrum sei überall*, - ein Gedanke, der weder als mathematischer noch als vernunftbegrifflicher anerkennungsfähig ist; er ist weder durch Anschauungen und Zahlen, noch durch Begriffe und Ideen verifizierbar.



Das dritte Urteil behauptet in direkter Ableitung aus dem zweiten, gleichsam als Umkehrsatz bzw. als dessen Tautologie: Die Peripherie („Umgebung“) dieser – irgendwie kreisförmig gedachten – unendlichen Sphäre, deren Mittelpunkt überall ist, sei nirgends. Ein Kreis, dessen Zentrum überall ist und dessen Peripherie nirgendwo liegt, wurde gewiß noch nie gesichtet und wird auch nie gesichtet werden. Der Zweck der halb begrifflich und halb anschaulich sein sollenden Paradoxie: das *Unanschaulichere paradox anschaulich*, und das *Undenkbare paradox denkbar* zu machen, ist erfüllt.]

Indem die Sprengmetaphorik die Nachvollziehbarkeit der von ihr offerierten Bildlichkeit unterläuft und die Kollision der ikonischen Elemente herausfordert, gelingt es ihr, »ihre Vergeblichkeit [...] auszusprechen« und »im Vorgriff zugleich die Zurücknahme des Übergriffs zu vollziehen«.[22]

[„Unterlaufen“ und „herausfordern, dazu „ikonische Elemente“ und „ihre Vergeblichkeit aussprechen“, - und als Gipfel: „im Vorgriff zugleich die Zurücknahme des Übergriffs zu vollziehen“: ein orgiastischer Kampf um postmoderne „Bildlichkeit.“ Das Problem dieser Vernebelungen: es ist auch unter Kollegen nicht verbindlich diskutierbar, weil jeder Begriff „unterlaufen“ und „gesprengt“ wurde.]

Nach diesem Muster der faktisch vollzogenen und zugleich dementierten Visualisierung funktioniert auch diejenige Art der Bebilderung, als die wir uns die M. denken müssen.

[Das Muster des postmodernen Selbstmordes von Vernunft und Verstand: „faktisch vollzogen und zugleich dementiert.“ Auf den Mond geflogen und zugleich daheim geblieben. Zu einer Gefängnisstrafe verurteilt und zugleich „auf freien Fuß gesetzt.“ Deutlich erblickt und zugleich von niemandem gesehen. So also „funktioniert“ „eine Bebilderung“ – und nun folgt ein Volksschülersatz: - „als die wir und die Metapher denken müssen.“

Die Eule der Minerva fliegt und fliegt zugleich nicht. Sie dementiert ihren Flug, jedesmal kurz nach Abflug. Sollte es wirklich nicht möglich sein, das Zwischenwesen der Metapher (zwischen Bild und Begriff, zwischen Vorstellung und Gedanke) vernünftig zu begreifen und zu definieren? Auch Hegel sollte dazu nicht fähig gewesen sein?]

Sie partizipiert an der »ikonischen Episteme«[23], um diese Teilnahme sogleich als uneigentlich zu widerrufen.

[Eine Wiederholung des vorigen Musters, mit noch eleganteren Wendungen für jedermann und jederfrau: „Uneigentlich widerrufen“ würde jeden Richter und sogar jeden Rudeljournalisten auf die Palme bringen. Allerdings ist das Schlüsselwort „ikonische Episteme“ noch nicht verbindlich enträtselt. Erkenntnis durch Bilder, Bild einer Erkenntnis, bildsame Erkenntnis, erkenntnisfähige Bebilderung? Vermutlich läuft jeder Mensch als ikonischer Epistemiker herum, ohne von der Würde seines Ranges zu wissen. Und schon gar nicht davon, daß er ständig damit beschäftigt ist, „uneigentlich zu widerrufen.“ Philosophie als Vorstufe des modernen Kabarets. ]

M.n sind regelförmige Selbstüberbietungen der Sprache, und die Logik, der diese Überbietung folgt, ist die Logik einer langen, technisch ausgefeilten Tradition der sprachlichen Visualisierung, wie sie auf prägnante Weise auch in den Darstellungstechniken der memoria (|Erinnerung), der evidentia (|Evidenz) oder der ekphrasis[24] und des simulacrum[25] zum Tragen kommt.

[Eine „regelförmige Selbstüberbietung“ von Etwas, hier der Sprache, ist vermutlich das innerste Credo der heroischen (Kunst)Moderne, das aber mittlerweile schon lange in seine postmodernen (Spät)Jahre gekommen ist.

Sprache kann ohne Regeln nicht Sprache sein; sie bedarf verbindlicher Regeln in allen ihren Dimensionen, - der grammatikalischen, der syntaktischen und auch der semantischen. Dieser Grundsatz soll aber unter heroisch-revolutionären Umständen durch „Selbstüberbietung“ steigerbar sein: Die aktuellen Regeln sollen sich überbieten, bis eine neue, höhere, bessere Stufe von Sprache erscheint. (Schon bald wird meine Dodekaphonie dem deutsche Volke als neue Kunstmusiksprache dienen: Schönberg.)

Im Gebiet der Sprache könnte man von einer geregelten kulturellen Evolution reden. Esperanto sei beispielsweise als Ziel einer neuen, einer „vereinten“ Sprache für ein Vereintes Europa möglich.

In den Gefilden der modernen Kunst, verschärft am Beginn es 20. Jahrhunderts, (nach einer gewissen Inkubationszeit im 19. Jahrhundert), glaubten die Künstler der Avantgarde in den vortechnologischen Einzelkünsten (Musik, Malerei, Skulptur, Architektur und sogar Dichtung) durch neue Regeln zu neuen Kunstsprachen und -stilen vorstoßen zu

können und sollen. Die Illusion dieses Vorhabens hält manchenorts noch heute manche Künstler und Kunstexperten in ihren Bann.

Das Problem der Illusion war und ist: von Künstlern erdachte Regeln sind nur von Künstlern erdachte Regeln und Sprachen. Daher sind auch die „Selbstüberbietungen“ nur noch solche der Künstler; diese führen daher in das Gegenteil einer neu-verbindlichen Sprache, in das Gegenteil eines neuen Regelsystems. (Andererseits verfallen die gewesenen Kunstsprachen in Kitsch und Banalität: Skylla und Charybdis sind unvermeidbar.)

Anfangs stehen sehr verschiedene Regelsysteme (Schönberg, Hauer und viele andere) einander gegenüber. Später wird an der inneren Beliebigkeit der neuen Systeme die Vermischung der neuen (Nicht)Systeme freigegeben, und am erreichten Ende in der Ära gelebter Postmoderne wird endlich die „Nichtidentität“ von Sprache und Kunst durchgesetzt. Hier ist man im Grund an der kahlen Küste der privatsprachlichen Kunst und Künste angelangt. Ein Faktum, das die Marktläufigkeit aller Künste und Künstler notdürftig verdeckt.

Hier von „Logik“ zu reden ist möglich, auch unter einer rhetorischen Aufrüstung, die überreden möchte: „eine lange, technisch ausgefeilte Tradition der sprachlichen Visualisierung“ – wonach das Metaphern immer besser wurde, indes es nur vielfältiger, unübersehbar vielfältig wurde. Aber es ist keine verbindliche Logik des Überbietens mehr, am allerwenigsten eine „regelgeleitete“ vorhanden. Diese wurde schon durch die freigesetzte Freiheit der modernen Künste und Künstler „unterlaufen.“

Erstklassige Worte rüsten letztklassige Begriffe auf: „prägnante Weise der Darstellungstechniken der memoria“ oder der „evidentia“ oder gar einer „ekphrasis“ und „simulacrum.“ Latein macht sich immer gut, wenn Gebrochenes als Ehrwürdiges soll gehandelt werden. ]

Die Verwirklichung der metaphorischen Funktion aktiviert das spracheigene Angebot der »eidetischen Konturen«[26], die für das zu Sagende nur provisorisch und doch unüberbietbar, also wiederum paradox, nämlich ebenso vorläufig wie endgültig eintreten. Nichts anderes ist gemeint, wenn M.n - und zumal die philosophisch interessanten M.n - als »radikal« (E. Cassirer), »emphatisch« (M. Black), »echt« (J. König), »absolut« (H. Blumenberg) oder »lebendig« (P. Ricœur) qualifiziert werden.

[„Nichts anderes gemeint“ bedeutet: soeben wurde das Eigentliche und das innerste Wesen der Sache ausgesagt. Besonders gelungen erscheint der Ausdruck „eidetische Konturen“, - diese miraculösen Wesen stehen nämlich „für das zu Sagende“ (vermutlich die Metapher des je

vorliegenden Falles) auf zweifache Weise ein: a) nur provisorisch und b) unüberbietbar.

Ein originelles „logisches“ Tandem das uns zu einem großartigen Paradox von Metapher fährt: vorläufig und zugleich endgültig. Gedanken und Worte, Begriffe und Urteile, die sich strikt im verdunkelten Gelände jenseits von Verstand und Vernunft halten. Nichtlogik als neue Logik, Karneval als Philosophie. (Aber lebt nicht aus Schröders Katze von neuen Engels Gnaden?)

Wem hilft es, die „philosophisch interessanten Metaphern“ mit der Eigenschaftskette von „radikal“ bis „lebendig“ zu behängen? Unverbindliches und begriffsfreies Philosophieren: hier geht die Philosophie nicht mehr in Fetzen, wie noch Nietzsche über die Philosophie seiner Zeit urteilte, hier geht die moderne alias postmoderne Philosophie als klapperndes Skelett mit austauschbaren und willkürlich verschiebbaren Knochen durch die Gegenwart.]

## 7 Lexikalisierung und kulturelle Referenz

Heuristisch muss die Einsicht in die Irreduzibilität der (absoluten) M. als Anspruchsbegrenzung philosophischer M.theorie verstanden werden. Angesichts der dekonstruktivistischen Polemik (IDekonstruktion) gegen ein solches Unternehmen ist es keine Trivialität zu betonen: Die philosophische Sprachbildanalyse ist und kann nur sein eine *métaphorologie par provision* (Metaphorologie als Provisorium).[27]

[Dieser Absatz scheint eine Zusammenfassung der vorigen Sätze zu sein. Doch mit dem Zusatz einer neuen Stimme, von der bisher noch nichts zu lesen stand: die Dekonstruktion (welche auch immer) scheint nämlich von Metaphern gar nichts zu halten. Die „dekonstruktivistische Polemik“ gegen Metaphern in der Sprache probiert offenbar den Bildersturm. Wie durch Loos die Architektur, sollte durch radikale Dekonstruktion die deutsche Sprache schnörkelfrei gefegt werden? Wo und von wem wird dieser Bildersturm betrieben? Oder ist er schon vorbei: erfolgreich oder ohne Erfolg?

Doch ist der Autor strikt gegen die Abschaffung der Metaphern in der Sprache: Er zögert nicht, dafür einzustehen, daß die *provisorische Metaphorologie* die einzige akzeptable Art einer wirklich möglichen Philosophie der Metapher sei. Dies scheint loblich zu sein, doch ist an seiner falsch spezifizierten Affirmation der Sache störend, daß das Moment des „Provisorischen“, gelinde gesagt, überbetont wird, indem es zum Beiwort des Hauptwortes der Sache erhoben wird: *Provisorische*

*Metaphorologie* ist das Produkt eines Denkens, daß Hauptsachen nicht mehr von selbstverständlichen Nebensachen zu trennen vermag.

Die Trivialität, daß Metaphern manchmal mißglücken, manchmal verfehlen, außerdem noch vergänglich sind: dies sind Akzidenzien am Eigentlichen der Sache. Und dieses *eigentliche* Metaphernwesen zieht sich durch alle bisherigen Sprachen hindurch, weshalb die Geschichte der sprachlichen Metapher schon viele Jahrtausende auf dem Buckel hat. Und nicht erst seit Beginn und Erfindung der Schriftsprache. Vermutlich gibt es an nichts Menschlichem kein Provisorisches; jedes Projekt, jedes Unternehmen, kollektive und institutionelle, ebenso individuelle und partikulare müssen durch Provisorien hindurch. Die Metapher dazu lautet: „Rom wurde nicht an einem Tag erbaut.“

Mit gleichem Recht könnte man auch die Tatsache, daß Metaphern verschwinden, wenn beispielsweise Sprachen „sterben“, in den Hauptnamen der Sache („Letale Metaphorologie“) aufnehmen. Das bekannte Sprachbild des Cusanus („Überall und nirgends“) ist uns Heutigen, wenn wir nicht zur Zunft der Total-Säkularisierten zählen, gerade noch verständlich. Wie lange noch?]

Eben deshalb und weil sich das, was M.n sagen, nicht auf die Form einer lexikalischen Auskunft reduzieren lässt, sind sie nicht wörterbuchfähig – jedenfalls dann nicht, wenn von einem Wörterbuch die Angabe dessen erwartet wird, was eine M. eigentlich, unabhängig von Zeit und Ort ihres Auftretens, bedeutet. Der Versuch, ein Wörterbuch der philosophischen M.n zusammenzustellen[28], hat denn auch auf die Ansprüche der Festlegung spezieller |Bedeutungen von vornherein verzichten müssen.

[Ein Lexikon der Metaphern-Provisorica wäre allerdings problematisch bis unmöglich. Aber Autor verkennt völlig oder hat es verdrängt, daß sehr wohl viele gängige Metaphern längst schon lexikalisch – in Verzeichnissen diverser Metaphern für und von – erfaßt und nachzulesen sind. Dabei spielt die Frage, was sie „unabhängig von Zeit und Ort ihres Auftretens bedeuten“ keine Rolle, keinerlei Bedeutung. Ganz im Gegenteil: Denn der Ort und die Zeit von Metaphern und ihres Gebrauchs ist einzig und allein die Sprache und deren Gebrauch.

Der Satz „Du hast einen Vogel“, ist nur verstehbar, wenn er „unabhängig von Zeit und Ort seines Auftretens“ interpretiert wird. Nur unter dieser Perspektive, tritt der „reine metaphorische“ Sinn (eine „lupenreine“ Beleidigung) ans Licht. Und seiner Wiederanwendbarkeit steht nichts im Wege bis zu dem Tag, an dem entweder die deutsche Sprache insgesamt, oder ihr heutiger Sprachgebrauch in einem anderen Sprachgebrauch mehr oder weniger spurlos verschwindet.

Niemand ist daran gehindert, den Ausdruck „Du hast einen Vogel“ durch einen oder zwei Sätze so zu definieren, daß die Vogel-Hülle abfällt und der Dummkopfinhalt sichtbar wird. „Wer einen Vogel hat, der hat eine Meise“ wäre die Übertragung einer Übertragung, die Metapher einer Metapher. Selbst ein solches Lexikon (in Analogie zu den Dialekten einer Sprache) wäre für ganz spezielle Liebhaber denkbar. Für normale Liebhaber genügt ein Nachschlagewerk, das zu jeder populären Metapher (zu denen allerdings die philosophischen nicht zählen) eine „aufschließende“ Wort- und Sinnerklärung liefert. Nach dem Motto: wie versteht der Gemeinmann das Sprichwort X, das Vergleichswort Y, das Stellvertreterwort Z. ]

Die Zusammenschau der versammelten Einzelbeiträge bestätigt, dass, wer die Funktion von Bildfeldern in der Sprache beschreiben will, sie in den Bezügen ihrer syntaktischen, semantischen und historischen Voraussetzungen zur Kenntnis nehmen muss. **[Eine Trivialität: wenn es regnet, gibt es nasse Straßen.]** Die späte Konkretisierung des M.begriffs als ein Fall von Unbegrifflichkeit, wie sie Blumenberg vorgenommen hat, trägt genau diesen Analysebedingungen der rhetorischen Situation Rechnung. »Die Technik der Rede erscheint [...] als der spezielle Fall von geregelten Weisen des Verhaltens, das etwas zu verstehen gibt, Zeichen setzt, Übereinstimmung bewirkt oder Widerspruch herausfordert.

[Nun aber soll die gute alte Metapher urplötzlich ein „Fall von Unbegrifflichkeit“ sein. Was ist eine Unbegrifflichkeit? - „Irgendwas Abstraktes“ genügt als Antwort nur in der postmodernen Philosophie. Wenn aber das Unbegriffliche das Bildliche sein soll, weil das Bildliche eine Negation des Begrifflichen sei, dann ist noch zu klären, ob das Bildliche ein bestimmtes Nicht-Begriffliches oder ein unbestimmtes Un-Begriffliches ist. Weil darüber weder Auskunft erteilt noch Klarheit mitgeteilt wird, ist guter Rat teuer.

Man stolpert bereits über die einfachsten Steine der einfachsten Kategorien. Daher bleibt unverstehbar, wie die Metapher ein „Fall von Unbegrifflichkeit“ sein soll. Man kann nur vermuten: weil der Anteil des Bildes und des Bildübertragens im (metaphernden) Sinn der verwendeten Worte überwiegt, hat das Begriffliche das Nachsehen. Daher unbegrifflich. Aber ist dies nicht gewollt und notwendig, wenn Metaphern sollen in die Welt gesetzt werden?

Deren Hauptsinn ist doch: die Wege des Denkens brutal abzukürzen. Ich muß dem Kollegen X nicht erst lang und breit nähertreten, um ihm „meine Meinung hineinzusagen“ (eine unbegriffliche Metapher?), und stattdessen eröffne: „Du hast einen Vogel“. Weder der Kollege noch der Vogel ist

unbegrifflich, und die Beziehung beider auch nicht: Beleidigung ist ein konkreter (a)moralischer Begriff und eine Handlung der praktischen (Un)Vernunft.

Und das Geschwurbel des nächsten Satzes will offensichtlich Obskurantismus dort erzeugen, wo banales Erklären allein helfen kann: »Die Technik der Rede erscheint [...] als der spezielle Fall von geregelten Weisen des Verhaltens, das etwas zu verstehen gibt, Zeichen setzt, Übereinstimmung bewirkt oder Widerspruch herausfordert.« Erstaunliches ereignet sich: Ein Verhalten gibt etwas zu verstehen, Zeichen bewirken Zustimmung oder Widerspruch. Wo ist das Problem Metapher verblieben? Existiert es gar nicht?]

Schweigen, eine sichtbare Unterlassung in einem Verhaltenskontext können so rhetorisch werden wie ein vom Blatt abgelesener Aufschrei des Volkszorns, und der platonische Dialog ist nicht weniger zur [Rhetorik aufgelegt als der sophistische Lehrvortrag, gegen den er literarisch angetreten ist.«[29]

[Schweigen war und ist seit jeher als rhetorisches Mittel in Gebrauch. Aber taugt es auch als Metapher? Der „Verhaltenskontext“ des Redners: er redet eine Rede, macht dabei eine wohl nicht nur sichtbare Unterlassung: einen Freudschen oder anderen Sprechfehler oder sonst ein Übersehen und Überlesen: ist dies schon eine Metapher? Eine Negativ-Metapher?]

Die Blickfelderweiterung auf Phänomene von Unbegrifflichkeit erfordert das Studium der Kontexte, die dem metaphorischen Spiel Gestalt geben, und erschließt damit die kulturphilosophische Dimension des metaphorologischen Interesses.

[Das ist zu weit hergeholt argumentiert – nach dem Motto: irgendwie hängt alles mit allem zusammen, sogar die „kulturphilosophische Dimension“ mit dem „metaphorologischen Interesse.“ Typische Lexikon-Artikel-Sätze, die letztlich nur dazu dienen, den Berufleser zur Verzweiflung oder zum Einschlafen zu bringen. ]

Als zeichenhaft verdichtete Weltauslegungen, die ein robustes und sogar ein gegenüber kritischer Infragestellung resistentes »Hineinleben«[30] gestatten, geben M.n Aufschluss über die manifesten Sinnbezüge einer |Kultur.

[Was sind Metaphern: A) „zeichenhaft verdichtete Weltauslegungen.“ Beispiel: „Du hast einen Vogel.“ Oder B) Weltauslegungen, die ein robust resistentes Hineinleben in eine Kultur (ein Wesen mit Sinnbezügen) „gestatten“. Beispiel: mir fällt keines und zu viele auf einmal ein. - Dieses

Zurückgehen auf Allerweltskategorien (Weltauslegung, Kultur, Sinnbezüge usf.) ist nicht nur ein Stimmungskiller, es killt auch die Lust am Denken und Aufschreiben.]

Dass sie trotz solcher Variabilität der Deutung und Ausdeutung metaphorischer Bestände in der Perspektive der *longue durée* (langen Dauer) Persistenzen beobachten lassen, rechtfertigt die im Anschluss an die Topos- Forschung von E. R. Curtius gegebene Empfehlung, Kulturen als »Bildfeldgemeinschaften«<sup>[31]</sup> anzusprechen.

[Metaphern haben ein langes Leben; sie erzeugen sogar „Bildgemeinschaften“ unter dem Namen „Kultur“.]

Zeitgleich mit Curtius hat J. L. Borges sich ähnlich geäußert und die Hypothese dahingehend zugespitzt, dass die »Universalgeschichte« vielleicht nicht mehr sei als »die Geschichte der unterschiedlichen Betonungen einiger weniger M. n.«<sup>[32]</sup>

[Eine Erkenntnis, die als Vielleicht-Erkenntnis vorgestellt wird, erregt schweren Verdacht: ihre Vertreter könnten nur Vielleicht-Denker gewesen sein. Die Weltgeschichte als Rundtanz um ein paar Metaphern. Blinde Kuh geht immer.]

Ankersmit, F. R./Mooij, J. J. A. (eds.), 1993, *Knowledge and Language*, Vol. 3. *Metaphor and Knowledge*, Amsterdam. – Aristoteles, 1997, *Poetik*, hg. v. M. Fuhrmann, Stuttgart. – Asmuth, B., 1991, Seit wann gilt die Metapher als Bild? Zur Geschichte d. Begriffe »Bild« und »Bildlichkeit« u. ihrer gattungspoetischen Verwendung. In: *Rhetorik zwischen den Wissenschaften*, hg. v. Gert Ueding, Tübingen. – Barthes, R., 1966, *Die strukturalistische Tätigkeit*. In: *Kursbuch 5*. – Biese, A., 1893, *Die Philosophie des Metaphorischen in Grundlinien dargestellt*, Hamburg/ Leipzig. – Black, M., 1962, *Models and Metaphors*, NY. – Blumenberg, H., 1961, *Die Bedeutung der Philosophie für unsere Zukunft*. In: *Europa- Gespräch 1961. Die voraussehbare Zukunft*, Wien. – Blumenberg, H., 1971, *Beobachtungen an Metaphern*. In: *Arch. f. Begriffsgesch.* – Blumenberg, H., 1979, *Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit*. In: *Blumenberg 1979b*. – Blumenberg, H., 1979a, *Arbeit am Mythos*, Fft./M. – Blumenberg, H., 1979b, *Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher*, Fft./M. – Blumenberg, H., 1998 (1960), *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, Fft./M. – Blumenberg, H., 2001, *Ästhetische und metaphorologische Schriften*, hg. v. A. Haverkamp, Fft./M. – Bödeker, H. E. (Hg.), 2002, *Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte, Metapherngeschichte*, Göttingen. – Boehm, G., 2007, *Das Paradigma »Bild«*. Die Tragweite der ikonischen Episteme. In: H. Belting (Hg.), *Bilderfragen. Die Bildwissenschaften im Aufbruch*. München. – Borges, J. L., 1992, *Inquisitionen. Essays 1941–1952*, München/Wien. – Bowman, B. (Hg.), 2007, *Darstellung und Erkenntnis. Beitr. z. Rolle nichtproportionaler Erkenntnisformen in d. dt. Philos. u. Literatur nach Kant*. Paderborn. – Cassirer, E., 2003 (1925), *Sprache und Mythos. Ein*



Beitr. z. Problem d. Götternamen. In: ECW 16. – Cicero, 1969, *De oratore*, hg. v. E. W. Sutton, Cambridge. – Coseriu, E., 3 1979 (1956), *Die Metaphernschöpfung in der Sprache*. In: ders., *Sprache. Strukturen und Funktionen*, hg. v. Uwe Petersen, Tübingen. – Curtius, E. R., 101984 (1948), *Europäische Literatur und lat.s Mittelalter*, Bern. – Danneberg, L./Graeser, A./Petrus, K. (Hg.), 1995, *Metapher und Innovation. Die Rolle d. Metapher im Wandel v. Sprache u. Wissenschaft*, Bern. – Davidson, D., 1986, *Wahrheit und Interpretation*, Fft./M. – Debatin, B., 1995, *Die Rationalität der Metapher. Eine sprachphilos. u. kommunikationstheor. Unters.*, Berlin/ NY. – Derrida, J., 1971, *Randgänge der Philosophie*, Wien. – Drewer, P., 2003, *Die kognitive Metapher als Werkzeug des Denkens. Zur Rolle d. Analogie bei d. Gewinnung u. Vermittlung wiss. Erkenntnisse*, Tübingen. – Eco, U., 41999, *Kritik der Ikonizität*. In: *Im Labyrinth der Vernunft. Texte über Kunst und Zeichen*, Leipzig. – Eucken, R., 1880, *Über Bilder und Gleichnisse in der Philosophie*, Leipzig. – Fischer, H. R. (Hg.), 2005, *Eine Rose ist eine Rose ...Zur Rolle u. Funktion v. Metaphern in Wissenschaft u. Therapie*, Weilerswist. – Gabriel, G., 2003, *Zwischen Wissenschaft und Dichtung. Nicht- propositionale Vergegenwärtigungen in d. Philos.* In: *Dt. Zschr. f. Philos.* 51. – Gabriel, G., 2008, »Begriffsgeschichte vs. Metaphorologie«?

1584 Zu Anselm Haverkamps dekonstruktiver Vereinnahmung Blumenbergs. In: *Zschr. f. Ideengeschichte* 2. – Gadamer, H.-G., 1977, *Wie weit schreibt Sprache das Denken vor?* In: ders., *Kleine Schriften IV*. Tübingen. – Genette, G., 1996, *Die restringierte Rhetorik*. In: A. Haverkamp 2 1996. – Grassi, E., 1992, *Die unerhörte Metapher*, Fft./M. – Gumbrecht, H. U., 2007, *Dimensionen und Grenzen der Begriffsgeschichte*, München. – Haverkamp, A. (Hg.), 2 1996, *Theorie der Metapher*, Darmstadt. – Haverkamp, A. (Hg.), 1998, *Die paradoxe Metapher*, Fft./M. – Haverkamp, A., 2007, *Metapher. Die Ästhetik der Poetik*. München. – Heidegger, M., 1957, *Der Satz vom Grund*. Fft./M. – Hesse, M. B., 2 1970, *Models and Analogies in Science*, Notre Dame/ London. – Isokrates, 1986, *Rede des Nikokles oder Rede an die Zyprioten*. In: *SW*, Bd. 1, Stuttgart. – Johnson, M. (ed.), 1981, *Philosophical Perspectives on Metaphor*, Minneapolis. – König, J., 1994, *Bemerkungen zur Metapher*. In: ders., *Kleine Schriften*, Freiburg/ München. – Konersmann, R., 1999, *Vernunftarbeit. Metaphorologie als Quelle d. historischen Semantik*. In: *Die Kunst des Überlebens. Nachdenken über Hans Blumenberg*, hg. v. F. J. Wetz/ H. Timm, Fft./M. – Konersmann, R. (Hg.), 2 2008, *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*, Darmstadt. – Koofmann, S., 1972, *Nietzsche et la métaphore*, Paris. – Krämer, S., 1990, *Die Suspendierung des Buchstäblichen. Über d. Entstehung metaphorischer Bedeutung*. In: *Allgem. Zschr. f. Philos.* 15. – Lakoff, G./Johnson, M. (Hg.), 1998 (1980), *Leben in Metaphern. Konstruktion u. Gebrauch v. Sprachbildern*, Heidelberg. – Lieb, H. H., 1964, *Der Umfang des historischen Metaphernbegriffs*, Köln. – Mattenklott, G., 2003, *Metaphern in der Wissenschaftssprache*. In: *Bühnen d. Wissens. Interferenzen zw. Kunst u. Wissenschaft*, hg. v. H. Schramm, Berlin. – Nietzsche, F., 1873, *Ueber Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne*. In: *KSA*, Bd. 1, Berlin. – Ortega y Gasset, J., 1978 (1925), *Die beiden großen Metaphern*. In: ders., *GW*, Bd. 1, Stuttgart. – Paprotté, W./Dirven, R. (eds.),

1985, *The Ubiquity of Metaphor. Metaphor in Language and Thought*, Amsterdam/Philadelphia. – Pepper, S. C., 1935, *The Root Metaphor Theory of Metaphysics*. In: *The J. of Philos.* 32. – Polanyi, M., 1985, *Dupliziertes Wissen*, Fft./M. – Quintilian, 3 1995, *Ausbildung des Redners*, hg. v. H. Rahn, 2 Bde., Darmstadt. – Richards, I. A., 2 1996, *Die Metapher*. In: Haferkamp 2 1996. – Ricœur, P., 1987, *Erzählung, Metapher u. Interpretationstheorie*. In: *Zschr. f. Theologie u. Kirche* 84. – Ricœur, P., 2 1996, *Die lebendige Metapher*, München. – Sachs- Hombach, K. (Hg.), 1995, *Bilder im Geiste. Zur kognitiven u. erkenntnistheor. Funktion piktoraler Repräsentationen*, Amsterdam/Atlanta. – Schlesier, R., 1986/87, *Der bittersüße Eros. Ein Beitr. z. Geschichte u. Kritik des Metaphernbegriffs*. In: *Arch. f. Begriffsgesch.* 30. – Snell, B., 1952, *Der Aufbau der Sprache*, Hamburg. – Stoellger, Ph., 2000, *Metapher und Lebenswelt. H. Blumenbergs Metaphorologie als Lebenswelthermeneutik u. ihr religionsphänomenologischer Horizont*, Tübingen. – Strub, C., 1991, *Kalkulierte Absurditäten. Versuch einer historisch reflektierten sprachanalytischen Metaphorologie*, Freiburg/ München. – Taureck, B. H. F., 2004, *Metaphern und Gleichnisse in der Philosophie. Versuch einer kritischen Ikonologie d. Philosophie*, Fft./M. – Tebartzvan Elst, A., 1994, *Ästhetik der Metapher. Zum Streit zw. Philos. u. Rhetorik bei F. Nietzsche*, Freiburg/ München. – Vico, G. B., 1990 (1725, 1744), *Prinzipien einer neuen Wissenschaft über die gemeinsame Natur der Völker*, hg. v. V. Hösle/ Ch. Jermann, Hamburg. – Weinrich, H., 1979 (1976), *Sprache in Texten*, Stuttgart. – Wenzel, M., 2007, *Zur Narrativität von Bildern und zur Bildhaftigkeit der Dichtung*, in H. Belting (Hg.) 2007, *Bilderfragen. Die Bildwissenschaften im Aufbruch*. München. – *Zeitschrift für Semiotik* 2003, 25 (Metaphern)

1584b in *Sprache, Literatur und Architektur*), hg. v. J. D. Johanson/ R. Posner.

[1] Debatin 1995, Einl. – [2] Aristoteles, *Poetik* 1457 b 6. – [3] Ricœur 1984, IV u. 254 ff. – [4] Heidegger 1957, 72. – [5] Schlesier 1986/87, 74. – [6] Ricœur 1987, 232. – [7] Ebd., 243. – [8] Blumenberg 2001, 415. – [9] Blumenberg 1979, 38. – [10] Bachelard 1978, 127 ff. – [11] Deleuze/ Guattari 1976. – [12] Rorty 1979. – [13] Richards 2 1996, 33. – [14] Vgl. Koofmann, 1972. – [15] Kant, *KU* § 59. – [16] Isokrates 1983, Abschn. 6. – [17] Vico 1990, cap. 347. – [18] Polanyi 1985, 15. – [19] Richards 2 1996, 37 f.; Eco 1999. – [20] Kant, *KU* § 59. – [21] Blumenberg 1998, 179 ff. – [22] Blumenberg 1979, 84. – [23] Boehm, 2007, 82. – [24] Wenzel 2007. – [25] Barthes 1966, 191 f. – [26] Blumenberg 1961, 139. – [27] Stoellger 2000, 220 ff.; Gumbrecht 2007, 116 ff.; Gabriel 2008. – [28] Konersmann 2 2008, Vorwort. – [29] Blumenberg 2001, 407. – [30] Blumenberg 2006, 781. – [31] Weinrich 1979, 287. – [32] Borges 1992, 18.

Ralph Konersmann

Kommentar: Leo Dorner, Mai 2019

